

# Volk und Rasse

Illustrierte  
Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

---

---

3. Jahrgang 1928

---



J. S. Lehmanns Verlag, München

1939: 1060



9367



01222



# Inhaltsverzeichnis

des 3. Jahrgangs (1928).

## Verfasserverzeichnis.

	Seite
Albrecht, Chr., Die Kultur der Slawen in Nords- und Mitteldeutschland vom 7.—12. Jahrhundert. Mit 5 Abb.	25
—, Vors- und frühgeschichtliche Burgwälle in Nords- und Mitteldeutschland. Mit 1 Karte und 3 Abb.	210
Aust, O., Der Geburtentückgang im deutschen Volk	96
Blümner, Oberst a. D., Wehrkraft und Geburtentückgang	129
v. Bonin, B., Der Balken von Alemzig. Ein Beitrag zur Entstehung der Gotik	187
Darré, W., Der Balken von Riemzig	224
—, Bauer, Krieger und Rasse	175
Drascher, W., Familiengeschichtliche Wege zum Auslanddeutschstum	46
Follkers, J., Die mittelalterlichen Ansiedlungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1000)	28
Greiser, W., Volk und Rasse in Ermland-Masuren	118
Gausbofer, R., Tatsachen der Rassen-Politik im pazifischen Lichte	154
Hedischer, R., Rassenzauber	105
Julien, R., Die alemannisch-schwäbischen Kopftrachten. Mit 7 Abb.	59
— Kleid und Rasse. Mit 7 Abb.	82
Köpelmann, M., Rassenverhältnisse an einer Berliner Realschule	55
Lüfft, H., Weiß und Schwarz in der Bevölkerungsbewegung der Vereinigten Staaten	140
Mjoen, J. A., Rassenkreuzung beim Menschen. I. Mit 15 Abb.	104
Much, R., Die Germanen bei Th. Mommsen	101
— Kelten und Germanen	148, 195
von Pezold, A., Die Ahnen des deutschen Reichspräsidenten, des Generalfeldmarschalls Paul von Hindenburg und von Hindenburg	90
Recke, O., Blutgruppenforschung und Anthropologie	1
— Natur- und Kulturgeschichte des Menschen in ihren gegenseitigen Beziehungen. Mit 13 Abb.	65
Scholz, A., Grundlegendes über Rassenpflege und Erziehung	255
Schomburg, H., Die Wirkung der Umwelt auf die Körpergröße	51
Schulz, W., Fremdes Blut im germanischen Adel der geschichtlichen Frühzeit. Mit 2 Abb.	200
Strenger, E., Nordischer Bluteinfluss bei den Tschechen	228
Sturm, W., Lebensfragen des Deutschstums in Litauen. Mit 1 Karte	150
Wellisch, S., Graphische Darstellung der Blutgruppen der verschiedenen Völker und Rassen. Mit 5 Abb.	202
Witte, H., Urheimat und Westausbreitung der Slaven	15
Zeiß, H., Ein Führer zur altgermanischen Kunst. Mit 5 Abb.	229
— Ortsnamen als Marksteine des Volkstums	219

## Buchbesprechungen.

	Seite
Abels, Die Ortonamen des Emilandes	121
Behr, Die Zukunft der menschlichen Rasse	123
Boudriot, Die algermanische Religion	249
Bouchholz, Elsaß-Lothringen	250
Buttersack, Wider die Minderwertigkeit	58
Capelle, Die Germanen im Schuhlicht der Geschichte	250
Driesch, Frauen jenseits der Ozeane	147
Festschrift für Marie Andree-Eyn	283
Fischer, Rasse und Rassenentstehung beim Menschen	58
Fraser, Der goldene Zweig	187
Fundberichte, Badische	180
Gamiljischegg, Die Sprachgeographie	253
Geramb, Volkskunde der Steiermark	59
Gragger, Altungarische Erzählungen	122
Hauer, Der Uräta	187
Heimatbuch 1925, Schwäbisches	283
Hüsing, Die deutschen Hochzeiten	60
Jacob-Friesen, Grundfragen der Urgeschichtsforschung	188
Jensen, Die nordostfriesischen Inseln	122
Jeremias, Germanische Erdmünigkeit	283
Jubasz, Die Stifte der Tischanader Diözese im Mittelalter	188
Kern, Stammbaum und Artböhme der Deutschen	123
Kreyßer, Anmut im Papualand	60
Kossinna, Altgermanische Kulturböhe	125
Kraitschek, Rassenkunde	60
Kummer, Midgars Untergang	189
Leipoldt, Die Geschichte der ostdeutschen Kolonisation im Vogtland	189
Lüdtke, Grenzmark Posen-Westpreußen	60
Menghin, Einführung in die Urgeschichte Böhmens u. Mährens	61
Mielke, Siedlungskunde des deutschen Volkes	61
Morek, Das weibliche Schönheitsideal im Wandel der Zeiten	62
Mortensen, Beiträge zu den Nationalitäten und Siedlungsverhältnissen von Preußisch-Litauen	128
Müller, Arbeiterbewegung und Bevölkerungsfrage	190
Naumann, Altgermanisches Fraueneben	63
Niederdeutsche Dichter und Denker	100
Nollau, Germanische Wiedererstehung	63
Preidel, Germanen in Böhmen	120
Preidel und Oberdorffer, Führer durch die vorgeschichtliche Abteilung des Stadtmuseums in Brüx	127
Rademacher, Die Heideterrasse zwischen Rheinebene, Alber und Sülz	191
Röder, Die sächsische Schalenfibel der Völkerwanderungszeit	63
Scheidt, Rassenunterschiede des Blutes	252
Scheidt und Wiede, Die Elbmilie Sankt-Wälder	127
Schemann, Die Rasse in den Geisteswissenschaften	127
Schröder, Die deutschen Burgennamen	63
Schuchhardt, Die frühgeschichtlichen Befestigungen in Niedersachsen	64
Schuchhardt, Vorgeschicht von Deutschland	283
Simon, Sigurliches Kunstgerät aus deutscher Vergangenheit	64
Stolz, Die Ausbreitung des Deutschtums in Südtirol im Lichte der Urkunden	191
Steinhausen, Germanische Kultur in der Urzeit	283
Strasser, Wältinger und Normannen	192
Strzygowski, Die Holzkirchen in der Umgebung von Bialitz-Biala	192
Volkskundeforschung, Nordische	64
Wagner, Die Römer in Bayern	128
Weber, Walther und Hildegund	284
Weiß, Das Braunauer Blutbuch	192
Wiebel, Das Schottentor	128

# Volk und Rasse

Illustrierte Vierteljahrsschrift für deutsches Volkstum

Herausgeber: Prof. Aichel (Kiel); Dr. Bächtold (Basel); Prof. Dethleffsen (Königsberg i. Pr.); Prof. Sebels (Heidelberg); Prof. Süsser (Berlin); Prof. Hambruch (Hamburg); Prof. Helbig (Innsbruck); Prof. Lehmann (Altona); Dr. Lüters (München); Prof. Müllner (Hermsdorf b. Bln.); Prof. Mollison (München); Prof. Much (Wien); Prof. Panzer (Heidelberg); Dr. Pessler (Hannover); Prof. J. Petersen (Berlin); Prof. Sartori (Dortmund); Prof. W. M. Schmid (München); Prof. Schultz (Königsberg); Prof. Schulze-Naumburg (Saaleck); Prof. Thurnwald (Berlin); Prof. Wahle (Heidelberg); Prof. Wrede (Köln); Dr. Jaunert (Wilhelmshöhe).

Schriftleitung der Zeitschrift: Universitätsprofessor Dr. Otto Reche, Gaußsch bei Leipzig, Ring 55, und Dr. Hans Feiss, München 81, Holzlechnerstraße 2.

Verlag: J. F. Lehmann, München SW. 4, Paul-Hesse-Straße 26.

Jährlich erscheinen 4 Hefte. Bezugspreis jährlich M. 2.—, Einzelheft M. 2.—.

Postcheckkonto des Verlags München 129. — Postsparkasse Wien 59 594. — Konto bei der Bayerischen Vereinsbank München. — Konto bei der Kreditanstalt der Deutschen e. G. m. b. H. Prag II, Kreuzauerstraße 11 (Postsparkassenkonto der Kreditanstalt; Prag 62 750). — Schweizerische Postscheckrechnung Bern III 4848. Schwed. Postscheckkonto Stockholm 4167.

5. Jahrgang

Heft 1 Januar (Hartung) 1928

Der Verlag behält sich das ausschließliche Recht der Vervielfältigung und Verbreitung der in dieser Zeitschrift zum Abdruck gelangenden Originalbeiträge vor.

## Blutgruppenforschung und Anthropologie.

Von Prof. Dr. Otto Reche, Leipzig.

Die bisher in der Anthropologie ausschließlich angewandten anatomisch-morphologischen und mathematischen Methoden haben leider nicht die erhoffte völligste Klärheit über die Menschenrassen gebracht. Das liegt erstens daran, daß sie mit Sicherheit nur das Äußere, das „Erscheinungsbild“ des Menschen erfassen können und über die Erbanlage, über das „Erbbild“, nur eine lückenhafte Auskunft geben, und zweitens hat man in der Anthropologie nicht genügend beachtet, daß die anatomischen und morphologischen Merkmale ja nicht allein das Wesen der Rasse ausmachen, daß physiologische und psychologische Eigenchaften ebenso wichtig sind und berücksichtigt werden müssen. Die moderne Anthropologie wendet sich also immer mehr auch diesen Dingen zu, eine Richtungsänderung, die auch auf der vorjährigen Anthropolontagung in Salzburg deutlich zutage trat, wo außer mir<sup>1)</sup> auch Stigler und Reichel<sup>2)</sup> auf die außerordentliche Wichtigkeit dieser Forschungen hinwiesen.

<sup>1)</sup> O. Reche, Fortschritte in der Anthropologie. Mittel. Anthr. Ges. Wien 57. Bd. 1927 S. 12.

<sup>2)</sup> Rob. Stigler, Rassenphysiologische Probleme. Mitt. Anthr. Ges. Wien 1927 S. 124.

Wir müssen es als einen besonders glücklichen Umstand ansehen, daß gerade jetzt die Blutforschung entscheidende Fortschritte macht und in den sogen. „Blutgruppen“ Eigenschaften entdeckt hat, die anthropologischen Wert zu haben scheinen, und die Hoffnung bricht sich immer mehr Bahn, daß dieser neue Wissenszweig der Erforschung der Menschenrassen in vieler Beziehung weiterhelfen, uns wichtige neue Erkenntnisse bringen wird.

Da „Volk und Rasse“ bisher noch nichts über die Blutgruppenforschung gebracht hat, seien zunächst die Grundlagen kurz erwähnt, die für das Verständnis der weiteren Erörterungen notwendig sind.

Schon seit Jahrzehnten versucht man bei starkem Blutverlust und bei perniziöser Anämie (zum Tode führender „Blutarmut“) den Patienten dadurch zu retten, daß man Blut eines Gesunden in bestimmter Dosis auf ihn überträgt (Transfusion). Dabei hat man nun die überraschende Erfahrung gemacht, daß das fremde Blut nicht in allen Fällen gut vertragen wurde, daß vielmehr statt der belebenden Wirkung gelegentlich schwere Fiebererscheinungen und sogar der Tod eintraten; selbst das Blut naher Verwandter konnte diese Folgen haben.

Die Ursache dieser rätselhaften Erscheinung wurde durch Landsteiner<sup>3)</sup> gefunden. Er veröffentlichte im Jahre 1901 seine Entdeckung, daß — nicht nur, wie Shattock 1899 angenommen hatte, in Krankheitsfällen, sondern auch bei gesunden Menschen — beim Zusammenbringen des Blutes zweier Menschen Zusammenballungen der roten Blutkörperchen eintreten können, sogen. „Agglutinationen“. Kommt es nach einer Blutübertragung zu solchen Zusammenballungen, so verstopfen die Blutklumpen die Blutwege und rufen die erwähnten verhängnisvollen Erscheinungen hervor. Landsteiner glaubte drei Blutarten („Blutgruppen“) unterscheiden zu können, Decastello und Sturli stellten dann aber schon 1902 fest<sup>4)</sup>, daß es vier Gruppen sind, deren gegenseitiges Verhalten aus einer kleinen Tabelle ersichtlich ist:

		Serum (Blutsaft)				
Blutkörperchen	Gruppe	I	II	III	IV	
	I	—	+	+	+	A B
	II	—	—	+	+	A
	III	—	+	—	+	B
	IV	—	—	—	—	0
		0	$\beta$	$\alpha$	$\alpha \beta$	

Serum und rote Blutkörperchen sind in der Tabelle getrennt; sie zeigt die Wirkung der verschiedenen Seren auf die roten Körperchen, denn nicht etwa die Blutkörperchen zweier Gruppen bringen sich gegenseitig zur Zusammenballung, sondern das fremde Serum zwingt sie dazu.

Dort, wo es bei Berührung von Serum und roten Blutkörperchen zur Agglutination kommt, ist in der Tabelle ein Pluszeichen eingesetzt, dort, wo

<sup>3)</sup> L. Landsteiner, Wien. Klin. Wochenschr. 1901. Bd. 14.

<sup>4)</sup> Decastello u. Sturli, Münchener Medizin. Wochenschr. 1902 S. 1090.

keine solche stattfindet, ein Minuszeichen. Es ergibt sich also, daß das Serum der Blutgruppe I die Blutkörperchen überhaupt keiner Blutgruppe zum Zusammenballen zwingt, es hat also offenbar keine agglutinierende Eigenschaft, kein sogenanntes „Agglutinin“. Anders bei den übrigen Seren: das von Blutgruppe II agglutiniert rote Blutkörperchen von Blut I und III, das von Blutgruppe III die von I und II, endlich das von Blutgruppe IV die von allen übrigen mit Ausnahme der eigenen. Die eigenen roten Blutkörperchen werden normalerweise überhaupt nicht — in keiner Blutgruppe — agglutiniert, sonst wäre ja ein geregelter Blutkreislauf unmöglich. Das „Agglutinin“ der Gruppe II hat man mit  $\alpha$ , das von III mit  $\alpha$  bezeichnet; Gruppe IV enthält zugleich  $\alpha$  und  $\beta$ .

Betrachten wir umgekehrt die Eigenschaften der roten Blutkörperchen. Die der Gruppe IV haben offenbar nicht die Fähigkeit, sich beim Zusammentreffen mit irgendeinem fremden Serum zusammenzuballen, man sagt, sie besitzen kein „Agglutinogen“; deshalb ist in der Tabelle rechts in der betreffenden Spalte eine 0 eingesetzt. — Die Blutkörperchen der Gruppe III ballen sich zusammen, wenn sie mit den Seren der Gruppen II und IV zusammentreffen, d. h. ganz offenbar nur bei der Begegnung mit dem Agglutinin  $\alpha$ , das in diesen beiden Seren enthalten ist; sie haben also eine Eigenschaft, die sie zur Zusammenballung befähigt, ein „Agglutinogen“; man hat sich darauf geeinigt, dieses mit B zu bezeichnen. — Bei Gruppe II tritt die Zusammenballung nur bei Berührung mit den Seren III und IV, also bei Begegnung mit dem Agglutinin  $\beta$  ein; Gruppe II hat also ebenfalls ein „Agglutinogen“, das man als A bezeichnet. — Gruppe I endlich hat Blutkörperchen, die sich sowohl bei der Berührung mit  $\alpha$  wie mit  $\beta$  zusammenballen, d. h. sie hat offenbar zwei Garnituren roter Blutkörperchen, solche mit dem Agglutinogen A und andere mit dem Agglutinogen B: sie hat beide Agglutinogene.

So erhalten wir also für die 4 Blutgruppen folgende Formeln, die zugleich den Gehalt an „Agglutinogenen“ wie „Agglutininen“ angeben:

Gruppe I . . . . .	A B 0,
Gruppe II . . . . .	A $\beta$
Gruppe III . . . . .	B a
Gruppe IV . . . . .	0 a $\beta$ .

Zu bemerken ist hierzu, daß leider in der Zählung der Blutgruppen insfern eine gewisse Verwirrung eintrat, als zwei Forscher — ohne voneinander zu wissen — eine verschiedene Zählung vornahmen; zunächst verwandte man meist die hier angeführte, die von Moß<sup>5)</sup> stammt; als sich aber die Priorität von Janosky<sup>6)</sup> herausstellte, benutzten viele die von ihm angegebene Reihensfolge, die sich von der Moßschen dadurch unterscheidet, daß sie die Gruppe I als IV und die Gruppe IV als I bezeichnet; II und III sind bei beiden Forschern gleich benannt. Um endlich Klarheit in die Benennung zu bringen, schlugen v. Dungen und Hirßfeld<sup>7)</sup> vor, die Gruppen nicht mit Zahlen, sondern mit ihrem Gehalt an Agglutinogenen und Agglutininen zu bezeichnen, also sie 0 a  $\beta$ , A  $\beta$ , B a und A B zu benennen, ein Vorschlag, der auf der

<sup>5)</sup> W. L. Moß, Tr. A. Am. Phys. 5, 24 S. 419, 1909; derselbe: Folia Serologica Bd. 5 S. 207, 1909.

<sup>6)</sup> Janosky, J. Sz. Orv. Clin. Bd. 1 S. 25, 1907.

<sup>7)</sup> L. Hirßfeld, Verhandl. d. Ständ. Kommiss. f. Blutgruppenforsch. (Ukrainisches Zentralblatt f. Blutgruppenforsch.) Bd. I S. 1 1927 S. 25.

Düsseldorfer Tagung der „Deutschen Gesellschaft für gerichtliche und soziale Medizin“ im Prinzip angenommen wurde, nur daß man zur Bezeichnung der Gruppen ausschließlich das Vorkommen der Agglutinogene verwendet wissen will, so daß die 4 Gruppen die Bezeichnung

O, A, B und AB

erhalten, was den Vorteil der Kürze hat.

Berücksichtigt man, daß man die Eigenschaften seines Blutes von seinen Eltern erbt und daß man wohl bezüglich jeder Erbeigenschaft nach den menschlichen Regeln entweder gleich- oder ungleicherbig sein kann, so ergeben sich bezüglich der Blutgruppen folgende Formulierungen:

Möß (I)-Jansky (IV) . . . . . AABB oder AaBB oder AABb oder AaBb

II . . . . . AA $\beta$ b oder Aabb

III . . . . . aaBB oder aaBb

Möß (IV)-Jansky (I) . . . . . aabb

wobei mit a das Fehlen von A, mit b das Fehlen von B bezeichnet ist und die Agglutinine der Einfachheit halber weggelassen sind. AABB, AA $\beta$ b, aaBB und aabb sind dabei die Formeln der Gleicherbigkeit, die anderen die für Un-gleicherbigkeit.

Aus mathematischen Erwägungen (weil die Gruppe AB in der Praxis relativ seltener ist, als in der Theorie) ist Bernstein<sup>8)</sup> zu der Ansicht gekommen, auch die Gruppe O enthalte eine Eigenschaft, die allerdings rezessiv sei und die er mit R bezeichnet; wenn Bernsteins Theorie richtig ist, dann hätten die Gruppen folgende Formel:

AB

AA $\beta$  oder AR $\beta$

BBa oder BRa

RRa $\beta$

Die Anschauung Bernsteins ist aber noch unbewiesen und wird gerade neuerdings stark angefochten, da man — wie wir noch sehen werden — den geringeren Hunderttag von Menschen mit AB anders deuten zu können glaubt.

Aus der obigen Tabelle geht weiter hervor, daß zur Bestimmung der Blutgruppen die beiden Seren II und III genügen — wenigstens zur Bestimmung des Vorhandenseins von A und B und damit zur Identifizierung der Gruppe; es sind das die Seren, die nur  $\alpha$  und  $\beta$  enthalten. Die einfachste Methode zur Bestimmung der Blutgruppe eines Menschen besteht also darin, daß man auf einem gläsernen Objektträger auf der einen Seite (z. B. links) einen Tropfen Serum II, auf der anderen einen Tropfen Serum III aufträgt, natürlich so, daß eine Berührung sorgfältig vermieden wird. Nun fügt man zu jedem Serum einen Blutstropfen des zu Untersuchenden. Tritt dann auf beiden Seiten Agglutination ein, so haben wir es mit der Blutgruppe AB (also beide Agglutinogene) zu tun; findet die Agglutination nur links (in II) statt, so handelt es sich um Blutgruppe III; bei Ballung nur im Serum III ist es Blutgruppe II, und tritt gar keine Agglutination ein, so haben wir Gruppe O vor uns.

Die geschilderte einfache Methode führt in fast allen Fällen zur einwandfreien Bestimmung der Blutgruppe; sie ist so sicher, daß die Serum her-

<sup>8)</sup> S. Bernstein, Zeitschr. f. indukt. Abst. u. Vererbbl. Bd. 57, 1928.

stellenden Institute sie allgemein empfehlen, trotzdem das Serum meist zur Blutgruppenfeststellung zwecks Blutübertragung verwendet wird, also für Untersuchungen, von deren richtigem Resultat das Leben von Menschen abhängt.

Nur in sehr seltenen Fällen — bei unsicheren Gruppen O und AB — reicht die Methode nicht aus und natürlich auch dann nicht, wenn man außer den Agglutinogenen auch die Agglutinine  $\alpha$  und  $\beta$  feststellen will, die gelegentlich nur schwach entwickelt sind oder auch ganz fehlen können, wie vielfach bei Neugeborenen. Die für diese Zwecke anzuwendende Methode ist aber verhältnismäßig kompliziert und nur im Laboratorium durchzuführen; für Massenuntersuchungen kommt sie nicht in Frage.

Merkwürdigweise hat man sich viele Jahre damit begnügt, die Kenntnis der Blutgruppe für klinische Zwecke zu verwenden, ohne sich mit der Frage zu beschäftigen, was die Blutgruppen eigentlich sind und ob sie ein individuell erworbenes, von der Umwelt abhängiges, oder ein erbliches Merkmal sind. Man erkannte schließlich, daß jeder Mensch seine Blutgruppe während seines ganzen Lebens behält, sie nicht willkürlich ändern kann; alle Versuche, durch physikalische oder chemische Einflüsse eine Umstellung der Blutgruppe zu erreichen, sind nach ansänglichen Scheinserfolgen bei sorgfältigerem Experimentieren gescheitert. Bereits beim Embryo ist die Blutgruppe fixiert, sind wenigstens die Agglutinogene vorhanden.

Diese Tatsachen und die Beobachtungen bei Familienuntersuchungen ergeben, daß die Blutgruppen erblich sind, daß jeder Mensch sie also von seinen Eltern übernimmt; oder richtiger, nicht eigentlich die Blutgruppe wird vererbt, sondern die Agglutinogene und Agglutinine; A, B,  $\alpha$  und  $\beta$  finden sich im Blute eines Menschen nur dann, wenn sie auch bei seinen Eltern vorhanden sind. Es handelt sich also um dominante Eigenschaften, die keine Generation überspringen können und die sich nach den Mendelschen Regeln vererben. Man kann also aus der Blutformel der Eltern berechnen, welche Blutformeln bei den Kindern nur auftauchen können, und umgekehrt kann man aus der Blutgruppe der Kinder auf die der Eltern schließen. Das hat man bereits für den Nachweis von Nichtvaterschaften verwendet; wenn beispielsweise die Mutter und der Beklagte beide die Gruppe II ( $(\text{A}\beta)$ ) haben, das Kind aber Gruppe III ( $\text{B}\alpha$ ), dann kann der Beklagte nicht der Vater sein; denn die im Blute des Kindes vorhandenen Eigenschaften B und  $\alpha$  muß es von mindestens einem seiner Eltern geerbt haben; von der Mutter kann es sie aber in unserem Fall nicht haben, denn die hat nur A und  $\beta$ , und ebenso wenig von dem Beklagten, der auch nur A und  $\beta$  besitzt; also muß ein anderer Mann der Vater sein, ein Mann mit B und  $\alpha$ .

Leider reicht diese Methode nur zum Beweis einer Nichtvaterschaft aus; ein positiver Beweis für eine Vaterschaft lägt sich mit ihr nicht erbringen. Dazu kommt, daß die Zahl der nachweisbaren Nichtvaterschaften nur sehr gering ist, in der bisherigen Praxis vielleicht nur etwa 12% betrug. Die Hoffnungen also, die man zunächst in weiten Kreisen in die Brauchbarkeit der Blutgruppenuntersuchungen für Vaterschaftsprozesse gesetzt hat, sind stark enttäuscht worden. Man kann eben bisher nur 4 Blutgruppen unterscheiden, und der bei einem Vaterschaftsprozeß sich für den „Vater“ ergebenden „möglichen“ Blutgruppe gehören viele Millionen Männer an; von dem Idealzustand der genauen Charakterisierung des Blutes jedes einzelnen Menschen sind wir leider noch sehr weit entfernt.

Die Tatsache der Erblichkeit der Blutgruppen (der Agglutinogene und Agglutinine) läßt die weitere Frage auftauchen, ob wir es hier mit Rassenmerkmalen zu tun haben, also mit Merkmalen, die für bestimmte erbbiologisch zusammenhängende Menschengruppen charakteristisch sind. Die daraufhin unternommenen statistischen Untersuchungen zur Feststellung des Hundertshatzes, in dem die Blutgruppen in der Bevölkerung vorkommen, ergaben zunächst ein nicht zu deutendes Resultat: in den untersuchten Orten Mitteleuropas traten die Blutgruppen überall ungefähr in folgendem Verhältnis auf:

Gruppe AB . . . . .	in etwa 5 %,
Gruppe A (II) . . . . .	" " 40 %,
Gruppe B (III) . . . . .	" " 30 %,
Gruppe O . . . . .	" " 45 %.

Das Ehepaar Hirshfeld hatte dann während des Weltkrieges Gelegenheit, die aus den verschiedensten Völkern und Rassen zusammengewürfelte Saloniki-Armee unserer Feinde auf die Blutgruppen zu untersuchen, und da stellte es sich heraus, daß bei anderen Rassen und Rassengemischen das Verhältnis der Blutgruppen doch erheblich anders ist. Die Hirshfeld kamen<sup>9)</sup> schon nach diesen ersten Untersuchungen zu der Überzeugung, daß die Blutgruppe II (Aβ) ihren Konzentrationspunkt in Europa habe und um so mehr zunehme, je mehr man sich dem Norden und Westen Europas näherte; daß die polar entgegengesetzte Blutgruppe III (Ba) aber immer mehr zunehme, je mehr man sich Südasiens näherte. Die Hirshfeld konstruierten den sogenannten „Biochemischen Rassenindex“ zur Berechnung des Verhältnisses, in dem die beiden Eigenschaften A und B in einer Bevölkerung vorkommen (also unter Vernachlässigung der Agglutinine); dieser Index wird nach der Formel berechnet:

$$\frac{\text{Gruppe AB} + \text{Gruppe A}}{\text{Gruppe AB} + \text{Gruppe B}}$$

Dieser Index soll also den relativen Gehalt an A-Blut angeben, ist aber nicht einwandfrei, weshalb neuerdings verschiedene Forscher immer neue Indizes vorschlagen, von denen sich bisher aber noch keiner hat durchsetzen können, da noch keiner fehlerlos ist. Der Hirshfeldsche Index hat vor allem den Nachteil, daß die überaus häufige Gruppe O in ihm ganz unberücksichtigt bleibt.

Wischnewsky<sup>10)</sup> schlägt einen Index vor, der Gruppe O mitverwendet und benutzt die Formel:

$$\frac{\text{Gruppe O} + 2 \text{ Gruppe A} + \text{Gruppe AB}}{\text{Gruppe O} + 2 \text{ Gruppe B} + \text{Gruppe AB}}$$

Er kommt damit zu Tabellen, die die einzelnen Bevölkerungsgruppen vielleicht besser voneinander trennen.

Meltich<sup>11)</sup> meint aber, der von Wischnewsky vorgeschlagene Index habe vor dem Hirshfeldschen kleinen Vorzug (was auch von Popow schon eingewendet sei); da bei ihm Gruppe O und Gruppe AB sowohl im

<sup>9)</sup> Hirshfeld, L. und Hirshfeld, M., "Anthropologie" Bd. 29, 1918—1919.

<sup>10)</sup> Wischnewsky, B. N., Zur Frage d. biochem. Rassenindex. Wirtschaft. Djeło. Nr. 6, 1928, und Blutgruppen und Anthropologie, Verbandl. d. Ständ. Kommission für Blutgruppenforsch. Charkow 1927, Bd. I S. 1—25.

<sup>11)</sup> Meltich, A. A., Der neue biochemische Rassenindex. Verbandl. d. St. Komm. f. Blutgr.-Forsch. Charkow 1927, Bd. I S. 26—39.

Zähler wie im Nenner vorkämen, fänden eigentlich doch nur Gruppe A und B Berücksichtigung. Mellich schlägt nun seinerseits vor, den Index folgendermaßen zu formulieren:

$$\frac{\text{Gruppe } 0 + \text{Gruppe A}}{\text{Gruppe B} + \text{Gruppe AB}}$$

Dieser Index stellt also eine Beziehung aller  $\beta$ -Besitzer zu allen B-Besitzern dar und scheint sich in der Praxis zu bewähren.

Die Blutgruppenforschung ergibt eine Reihe höchst interessanter Fragen: Erstens, was sind die Blutgruppen in ihrem eigentlichen Wesen, was sind Agglutinogene und Agglutinine chemisch und biologisch? Welchen Zweck haben sie? Meiner Meinung nach sind sie keine eigentlichen Abwehreigenschaften gegen fremdes Blut, denn das Blut eines Lebenden kommt doch unter natürlichen Verhältnissen niemals im Bereich seines Kreislaufes mit fremdem Blut in Berührung! Die Agglutination ist also nur eine Nebenerscheinung, die eigentliche Funktion der Agglutinogene und Agglutinine muss eine andere sein.

Die Frage, ob die Blutgruppen erbliche Merkmale sind oder unter dem Einfluss der Umwelt entstehen, wurde bereits oben besprochen; wir kennen jetzt die Hauptgrundzüge ihres Erbganges; trotzdem sind weitere Untersuchungen an großen Familien für viele Fragen durchaus notwendig.

Erwähnt wurde auch schon die beschränkte Auswertbarkeit für Vaterschaftsuntersuchungen. Auf dem Gebiete der gerichtlichen Medizin hat man die Blutgruppendiagnose weiterhin dazu verwenden können, in einzelnen Fällen nachzuweisen, ob ein Blutsleck vom eigenen Blut eines einer Bluttat Beschuldigten oder von einem Fremden (möglicherweise dem Ermordeten) stammen kann.

Eine dritte, den Anthropologen am meisten interessierende Frage knüpft an die Hirschfeldsche Theorie an, daß es ursprünglich zwei „serologische Menschenrassen gäbe“, von denen die eine Trägerin der Eigenschaften A und  $\beta$ , die andere die der Eigenschaften B und  $\alpha$  sei. Also die Frage, sind die Blutgruppen Rassenmerkmale? Es liegen schon eine erhebliche Zahl von Beobachtungen vor, die außerordentlich für diese Ansicht sprechen! Schon die Untersuchungen Verzars<sup>12)</sup> zeigten, daß die in Ungarn wohnenden Gastvölker — Deutsche und Zigeuner — in ihrem Blutindex von den Ungarn abweichen; bei den Deutschen ist der Blutindex höher, bei den Zigeunern niedriger, als bei den Ungarn; Deutsche wie Zigeuner haben den Blutindex auch in der fremden Umwelt beibehalten, den sie in ihrer Heimat hatten. Der Index der Zigeuner unterschied sich nur um 0,1 von dem der Deutschen, aus denen sie hervorgegangen sind; sie sind ja erst etwa 1400 in Europa erschienen. Die Deutschen im Tale der Thetis haben den gleichen Index, wie er sich heute in Mitteldeutschland findet, von wo sie kamen; der Index ist über 200 Jahre unverändert geblieben.

Nach den Feststellungen Wissniewskys<sup>13)</sup> ist bei den Tschuwaschen die anthropologische Bedeutung des Blutindex deutlich zu erkennen: im Osten, wo sie rassenernebt geblieben sind, haben sie einen höheren Gehalt an den asiatischen

<sup>12)</sup> Verzar, J., Neue Untersuchungen über Isohämagglutinine. Klin. Wochenschrift Nr. 19, 1912.

<sup>13)</sup> Wissniewsky, B. N., Blutgruppen u. Anthropologie, Verhandl. d. Ständ. Kommiss. für Blutgr.-s. Charlow 1927, Bd. I S. 16.

Faktoren B und a, als im stärker gemischten Westen. — Nach Rubaschkin<sup>14)</sup> lassen sich zwei Arten von Tataren unterscheiden: die östliche Gruppe zeigt einen hohen Gehalt an B und a, die westliche dagegen, die Krimtataren, hat viel mehr A und  $\beta$  (also die vermutlich europäischen Eigenschaften); er führt das darauf zurück, daß in der Krim früher Griechen und Goten gesessen haben und daß deren Blut noch in den Krimtataren vorhanden sei. — Bei den Tataren steigt der Blutindex sofort, sobald sie russisches Blut aufnehmen<sup>15)</sup>.

Neuerdings hat die Untersuchung der deutschen Kolonisten in der Ukraine gezeigt, daß sie fast den gleichen Durchschnittsindex haben, wie die Reichsdeutschen, und einen höheren, als die umgebende Bevölkerung<sup>16)</sup>.

Nach Bernstein ist die Vermehrung des Hundertshatzes der Gruppe O ein Hinweis auf Rassenmischung.

Steffan besonders ist es zu danken, daß er immer wieder darauf hinwies, wie notwendig es ist, möglichst reinfassige Bevölkerungen auf den verhältnismäßigen Gehalt an Agglutininen und Agglutinogenen zu untersuchen; denn nur so können wir zu einer einwandfreien Lösung der Frage kommen, ob und welchen Rassen oder Rassengruppen die Blutgruppen ursprünglich angehören und ob ursprünglich eine Art Koppelung mit anderen Rassenmerkmalen vorhanden war. Eine erbbiologische Koppelung scheint es allerdings vielleicht nie gewesen zu sein, aber man wird sich vorstellen können, daß Gruppe A ursprünglich mit manchen anderen anthropologischen Eigenschaften verbunden war, als Gruppe B; infolge der eingetretenen Rassenmischungen hat dann allerdings ein „Auftreten“ stattgefunden, wie wir es bei anderen anthropologischen Merkmalen auch beobachten können; so vererben sich ja sogar die ursprünglich sicher zusammengehörenden hellen Farben von Auge, Haar und Haut bei Mischlingen getrennt. Es kann also kein Zweifel sein, daß heutzutage, nach eingetretener Mischung, die Blutgruppen nicht unlosbar mit den wichtigsten anderen Rassenmerkmalen gekoppelt sind; aber umfangreichere weitere Untersuchungen ergeben vielleicht doch noch, daß bei einigen Merkmalen eine Koppelung vorhanden ist, alle hat man noch nicht daraufhin geprüft. Vielleicht sind es keine morphologischen, aber physiologische Rassen-eigenschaften, die mit bestimmten Blutmerkmalen Hand in Hand geben!

Steffan hat den Gedanken der Notwendigkeit der Untersuchung möglichst reiner Rassen selbst in die Tat umzusetzen gesucht: er hat erstens selbst die reingermanische, von Wikingern abstammende Bevölkerung der kleinen Ostseinsel Öhe auf die Blutgruppen untersucht, Spangenberg arbeitete auf der Hallig Pellworm, Ketterer prüfte die angeblich rein „alpine“ Bevölkerung des Schwarzwaldorfes Peterstal, Schütz die Schulkinder der ostschleswigschen Landschaft Angeln, Hung-Ses-Lue Chinesen aus Peking<sup>17)</sup>.

Die Verwertung dieser und zahlreicher Untersuchungsergebnisse aus Orten mit starker gemischter Bevölkerung ergab vorläufig im großen und ganzen eine Bestätigung der Hirschfeldschen Theorie. Steffan trug die für alle Erdteile gefundenen Werte des „biologischen Rassenindex“ (so weit sie einigermaßen zuver-

<sup>14)</sup> Rubaschkin, W., Die Blutgruppen in U.S.S.R. Verhandl. d. Ständ. Kommiss. für Blutgr.-Forsch. Charlow 1927, Bd. I 5, 1 S. 70.

<sup>15)</sup> Wiśniewski a. a. O. S. 19.

<sup>16)</sup> Rubaschkin u. Pauli, Der biolog. Rassenindex d. deutschen Kolonisten der Ukraine. Verhandl. d. Ständ. Kommiss. f. Blutgr.-F. Charlow 1927, Bd. I 5, 2 S. 65.

<sup>17)</sup> Steffan, P., Weitere Ergebnisse der Rassenforschung mittels serologischer Methoden. Mitteil. Anthropol. Ges. Wien 1926, Bd. 80 S. 78 ff.

lässig zu sein schienen und eine größere Personenzahl umfaßten) auf Karten ein, und diese zeigten recht deutlich, daß in der Tat in Nord- und Westeuropa ein auffallend starkes Ansteigen des Blutindex, also eine kräftige Zunahme der Eigenschaften A und  $\beta$ , zu beobachten ist, und eine ebenso deutliche Zunahme der Blutgruppe B nach Osten und Süden zu. Die von Steffan entworfenen Karten sind natürlich noch durchaus provisorisch (und auch so gemeint), stützen sich ja nur auf verhältnismäßig wenige untersuchte Gegenden, aber jede weitere Untersuchung, die auf den Karten eingetragen wurde, gab doch — oft in Einzelheiten sogar — eine Bestätigung der geographischen Verteilung, und bisher sind eigentlich nur zwei Beobachtungen gemacht worden, die der Ansicht von der Urheimat der Gruppe A in Europa zu widersprechen scheinen: die „Alpinen“ von Peterstal und die Lappen haben einen auffallend großen Gehalt an A, also Bevölkerungen, die man gewohnt ist, mit asiatischen Einwanderungen in Verbindung zu bringen, von denen man also einen relativ hohen Gehalt an B erwarten konnte. Eine Erklärung für diese merkwürdigen Beobachtungen ist noch nicht gefunden; möglich, daß diese Rassensplitter bei ihrem jahrtausendelangen Verweilen auf europäischem Boden so stark mit europäischem Blut durchkreuzt worden sind, daß eine Ansiedelung an A stattfand, während das ursprünglich reichlicher vorhandene B vielleicht durch Umweltwirkung und Auslese allmählich immer mehr ausfiel.

Manche Tatsachen scheinen darauf hinzuweisen, daß man aus der heutigen Verbreitung der Blutgruppen sogar noch recht deutlich auf frühere Völkerwanderungen schließen kann. So schiebt sich ganz deutlich ein breiter Teil niederer Blutindex weit nach Mitteleuropa hinein, etwa die Gebiete bedeckend, in welche die nach der Völkerwanderung eingedrungenen Slawen offenbar reichliche mongoloid Elemente mitgebracht haben, deren Blut also noch in der heutigen Bevölkerung zum Teil weiterlebt.

In dieser Beziehung hat auch eine umfangreiche Arbeit von Streng sehr interessante Resultate gebracht<sup>18)</sup>. Vergleicht man z. B. den Blutindex der verschiedenen bisher untersuchten Negerschämme miteinander, so bemerkt man da eine ziemlich große Einheitlichkeit; stärker weichen nur die Neger auf Madagaskar ab; sie zeigen eine auffällige Annäherung an malayische Stämme, und das erscheint durchaus verständlich, wenn man berücksichtigt, daß die Insel Madagaskar ja von Malayen besiedelt wurde, die sich mit den Negern kreuzten.

Neuerdings hat Snyder<sup>19)</sup> den Versuch gemacht, die Menschheit nach dem relativen Gehalt an Agglutinogenen und Agglutininen in 7 große Gruppen zu teilen; er unterscheidet:

1. den europäischen Typ; enthaltend sehr viel A und sehr wenig B;
2. den Mitteltypus; enthaltend weniger A und mehr B; er findet sich bei Völkern, die an den europäischen Typ angrenzen und Beimischungen von östlichen Nachbarn erfahren haben.
3. Den Honantyp; mit außergewöhnlich viel A, mit mäßig viel B; in Südhina, Südkorea, Japan, aber auch bei den Ungarn und Polen;
4. den indo-mandschurischen Typ; mit hohem Gehalt an B und wenig A; Nordhina, Mandschu, Nordkorea, Ainu, Giljaken, Inder.

<sup>18)</sup> Streng, O., Eine Völkerkarte. Acta soc. medic. fenn. „Duodecim“ Bd. 8 S. 1, Helsingfors 1926.

<sup>19)</sup> Laurence H. Snyder, Blood grouping and its practical applications. Arch. of Pathol. and Labor. Medic. August 1927, Bd. 4 S. 218—257.

5. Afrikanisch-malayischer Typ; bei ihm sind A wie B mäßig entwickelt; er umfasst alle bisher untersuchten Afrikaner und Malayen.

6. Der Pazifisch-amerikanische Typ; bei ihm ist weder A noch B gut entwickelt, Blutgruppe O fast ausschließlich vorhanden; amerikanische Indianer, Philippinos.

7. Australischer Typ; charakterisiert durch Häufigkeit von A und fast völliges Fehlen von B.

Snyder erwähnt ausdrücklich, daß diese Einteilung nur provisorisch sei und ständig durch neue Resultate korrigiert werden müsse; sie macht vorläufig einen stark hypothetischen Eindruck, und die Zusammenstellung erscheint oft recht gekünstelt, so z. B. das Zusammenbringen von Südhina, Japan mit Polen und Ungarn; wenn auch in den jetztgenannten beiden Bevölkerungen nicht unbeträchtliche mongolische Reste stecken, so sind diese doch sicher nicht so stark, wie in Ostasien.

Alle bisherigen Resultate leiden daran, daß die Zahl der untersuchten Landschaften und Menschen immer noch zu gering ist, und daß manche Untersucher nicht mit der nötigen Sorgfalt und Kritik gearbeitet haben; man muß daher immer wieder auf die dringende Notwendigkeit sehr umfangreicher weiterer und besonders sorgfältiger Untersuchungen hinweisen! Erst nach Sammlung und kritischer Durcharbeitung eines sehr viel größeren Materials aus Mischbevölkerungen und ganz besonders aus möglichst reinrassigen Gruppen werden wir Sicheres über die anthropologische Bedeutung der Blutgruppen sagen können. Bislang können wir nur mit „Möglichkeiten“ und „Wahrscheinlichkeiten“ arbeiten. Im Laboratorium allein sind diese Fragen niemals zu lösen!

Sehr rätselhafte Lichter auf die anthropologische Bedeutung der Blutgruppen werfen die bisher an Affen, besonders an Menschenaffen, gewonnenen Resultate. Eine recht erhebliche Zahl von Schimpansen und eine geringere von Orangs ist untersucht worden, und das höchst merkwürdige Resultat war, daß sich beim Schimpanse ausschließlich Blutgruppe A (also die wahrscheinlich uren europäische) und Gruppe O fanden, beim Orang aber A und B; der Gibbon hatte Gruppe A. Die Platyrhinen (amerikanische Affen) hatten eine Gruppe, die B ähnlich zu sein scheint und die vermutlich auch bei den Halbaffen (Lemuren) sich findet. Bei den Cercopitheciden (Meerkatzen) fand sich auch die B-ähnliche Gruppe. Die übrigen Affen hatten keine Agglutination mit menschlichem Serum<sup>20)</sup>. Diese Feststellungen müssen unbedingt an größerem Material nachgeprüft werden und zwar unter Verwendung von Menschen-, Menschenaffen- und Affenserum!

Mehrere Forscher waren ursprünglich der Meinung, die Blutgruppen seien keine anthropologischen Merkmale, sondern hingen mit der Konstitution zusammen. Beweise für diese Anschauung haben sich bisher nicht erbringen lassen. Wenn sich aber doch noch Zusammenhänge herausstellen sollten, so dürften diese nur mittelbare sein, da wohl zwischen Rasse und Konstitution gewisse Beziehungen vorhanden sind.

Neuere Forschungen ergeben die Möglichkeit eines Zusammenhanges der Blutgruppen mit der Rassenphysiologie und Rassenpathologie und dadurch mit der Hygiene. Diese Dinge können von bisher noch ungeahnter

<sup>20)</sup> Landsteiner, K. und Miller, C. P., Science Bd. 61 S. 492, 1925, und Journ. Exper. Med. Bd. 43 S. 341, 383 u. 385. 1925.

Wichtigkeit werden, weshalb die dringende Forderung erhoben werden muß, auch auf diesem Gebiete energisch weiterzuarbeiten!

So erscheint es fast, als ob die geringere oder größere Akklimatationsfähigkeit der Menschenrassen in irgendeinem Zusammenhang mit den Blutgruppen steht. — Sehr interessante Ergebnisse haben Untersuchungen über die Veränderung der agglutinablen Eigenschaften bei Ermüdung gezeigt: Denissenko und Scheinermann haben gefunden<sup>21)</sup>, daß die agglutinatorischen Eigenschaften der roten Blutzellen sich bei physischer Ermüdung steigern! Also das Gegenteil von dem, was man wohl erwartete, ein Ergebnis, das vielleicht zur Aufklärung über das eigentliche Wesen der Agglutinogenen beitragen kann. — Die Zunahme war übrigens zum Teil ganz auffallend groß; sie schwankte bei den untersuchten Individuen zwischen 60 und 150%!

Was die Rassenpathologie anlangt, so scheint aus manchen Untersuchungen hervorzugehen, daß Beziehungen zwischen Blutgruppen und gewissen Krankheiten bestehen, insoffern manche Blutgruppen eine geringere Widerstandskraft gegen die Infektion aufweisen. So ergaben die bisherigen Untersuchungen bei den Blutgruppen B und O eine geringere, bei den Gruppen A und AB eine größere Neigung zur Malaria<sup>22)</sup>. Stimmt das, so müssen sich gewisse Auslesevorgänge abspielen: die Träger von A und AB werden in höherem Grade der Malaria erliegen, ihr Hundertstaz wird in der Bevölkerung allmählich abnehmen. — Vielleicht ist also die prozentuale Verteilung der Blutgruppen in manchen Gebieten in hohem Grade auch von derartigen Auslesevorgängen abhängig!

Darüber, ob ein Zusammenhang zwischen Blutgruppen und Krebs besteht, ist mit Sicherheit noch nicht zu sagen; mehrere Beobachter (Weitzner, Hoche, Moritsch, Bendien<sup>23)</sup>) fanden unter den Krebskranken einen geringen Hundertstaz von Gruppe O, aber einen zum Teil sehr hohen Hundertstaz von Gruppe AB; andere fanden unter den Krebskranken die für die Bevölkerungsgruppe normale Verteilung der Blutgruppen.

Die Gruppe AB scheint nach mehreren Beobachtern überhaupt schlechter gestellt, weniger widerstandsfähiger zu sein, als die anderen. Sie dürfte also durch alle möglichen Einflüsse ausgemerzt werden, wahrscheinlich mit ein Grund für ihr seltes Vorkommen. Gruppe O dagegen scheint sehr widerstandsfähig zu sein, und so könnte man sich vorstellen, daß infolge von Ausleseerscheinungen in einer Bevölkerung eine immer stärkere Anhäufung von Trägern der Gruppe O stattfinden kann, daß vielleicht überhaupt der bei manchen Bevölkerungen sich findende außerordentlich hohe Hundertstaz von O-Trägern (z. B. bei den amerikanischen Indianern) zum Teil eine Folge von Ausleseerscheinungen ist.

Über alle diese Dinge wird man aber auch erst dann Sichereres aussagen können, wenn sehr viel mehr Personen aller Gruppen untersucht sind; die Divergenz in den bisherigen Resultaten beruht sicher zumeist auf der Kleinheit des Materials.

<sup>21)</sup> Denissenko, M. u. Scheinermann, M., Die Veränderungen der isoagglutinatorischen Eigenschaften des Blutes bei Ermüdung. Verhandl. d. Ständ. Kommiss. für Blutgr.-Forscb. Charkow 1927, Bd. I S. 2 S. 48—56.

<sup>22)</sup> Wischniewsky, B., Blutgruppen u. Anthropol. Verb. d. Ständ. Kommiss. für Blutgr.-Forscb. Charkow 1927, Bd. I S. 2 S. 20.

<sup>23)</sup> Snyder, L. H., Blood grouping and its practical applications. Arch. of Path. and Laborat. Medicine, August 1927, Bd. 4 S. 25.

Auf jeden Fall kann man annehmen, daß die Blutgruppen rassenbiologische Konsequenzen haben; die Hygieniker und Rassenhygieniker werden sich also energisch mit der Blutgruppenforschung beschäftigen müssen!

In diesen Zusammenhang gehört auch die Frage, ob die Befruchtung zwischen Angehörigen verschiedener Blutgruppen für den Nachwuchs verhängnisvolle Folgen zeitigen kann. Nach den bisherigen Beobachtungen sind schon beim Embryo die Agglutinogene A und B sehr deutlich entwickelt. Bei Kreuzung von ungleichartigen A und B enthaltenden Eltern ist also ohne weiteres der Fall möglich, daß die Frucht im Mutterleibe der der mütterlichen Gruppe entgegengesetzten Blutart angeboren. Wie wirkt dieser Gegensatz dann auf den Embryo? Treten in der Plazenta Schutzmaßnahmen ein? Oder hat man sich vorzustellen, daß es da unter Umständen zu dauernden Agglutinationen, also zu dauernden schweren Störungen kommt?

Diese Fragen hat neuerdings besonders L. Hirshfeld<sup>24)</sup> zu untersuchen begonnen. Eine Nachprüfung aller bisher veröffentlichten serologischen Sammlenstammbäume ergab das merkwürdige Resultat, daß aus Ehen eines AB-Vaters und einer O-Mutter niemals AB-Kinder hervorgehen. Das erscheint erklärlich, wenn man sich vergegenwärtigt, daß bei einer Kombination O-Mutter und AB-Embryo eine denkbar große Blutgruppenverschiedenheit besteht: die Mutter hat nur die beiden Agglutinine  $\alpha$  und  $\beta$  (und zwar beide) und der Fötus die von beiden Agglutininen angegriffenen Agglutinogene A und B. Man kann sich vorstellen, daß dieser außerordentliche Blutgegensatz die Austragung des schwer beeinträchtigten Embryo verhindert, zum frühzeitigen Abortus führt. Man wird jedenfalls keinen Fehler machen, wenn man annimmt, daß eine gruppensremde Schwangerschaft größeren Gefahren ausgesetzt ist als eine gruppengleiche. Auch bei einer Elternkombination A und B sind derartige Schädigungen denkbar, wenn sie auch theoretisch nicht so stark sein werden, als bei der erwähnten Kombination mit AB. — Interessant ist übrigens, daß aus einer Ehe Vater O, Mutter AB sowohl Kinder der Gruppe O wie der Gruppe AB hervorgehen können; das letztere ist bei der Gruppengleichheit mit der Mutter selbstverständlich; das Geborenwerden von O-Kindern aber dürfte doch auch mit Schwierigkeiten verbunden sein, und in der Tat zeigt die Statistik, daß ihre Zahl aus diesen Ehen sehr gering ist. Daß sie überhaupt geboren werden können, ist wohl damit zu erklären, daß die Agglutinine  $\alpha$  und  $\beta$  — wie schon erwähnt — oft erst nach der Geburt sich bilden; man kann sich also vorstellen, daß nur die O-Kinder ausgetragen werden (von AB-Müttern), die zufällig während des embryonalen Stadiums noch keine Agglutinine bilden; vielleicht wird auch die Bildung dieser Agglutinine unter der Einwirkung des mütterlichen Blutes in diesen Fällen verzögert, was noch zu untersuchen wäre; vielleicht handelt es sich überhaupt bei den Kindern mit später Agglutininbildung um solche Früchte.

Hirshfeld glaubt jedenfalls durchaus an die Möglichkeit, daß gruppensremde Ehen überhaupt steril bleiben können, und meint, auf diese Weise seien vielleicht die nicht seltenen Fälle zu erklären, wo sterile Ehegatten nach Scheidung und Verbindung mit anderen Ehegenossen durchaus normal fruchtbar wurden.

<sup>24)</sup> Hirshfeld, L., Verh. d. Ständ. Komm. für Blutgr.-Forsch. Charkow 1927, Bd. I S. 1 S. 32 ff.

Wenn Hirzfeld recht hat — und es spricht zunächst kein Umstand gegen seine Annahme — wird also die Blutgruppenforschung in Zukunft auch bei der Eheschließung eine wichtige Rolle spielen müssen: beide Ehelustige, Mann wie Weib, werden erst durch Untersuchung ihres Blutes feststellen lassen müssen, ob sie in der Blutgruppe zueinander passen; sonst riskieren sie unter Umständen Kinderlosigkeit.

Ich habe hier nicht auf alle Einzelheiten eingehen können, habe nur einen Überblick gegeben und auf die wichtigsten Dinge hingewiesen. Und doch wird sich jedem der Gedanke aufgedrängt haben, daß wir in der Blutgruppenforschung ein hochinteressantes Forschungsgebiet haben, mit einer Fülle von wichtigen Problemen, einen Forschungszweig, der uns im weiteren Fortschreiten bisher noch ungeahnte Erkenntnisse vermitteln wird, der immer neue Wissenschaften in seinen Bannkreis zieht, die Blutforschung mit ihren Sonderinteressen, die Vererbungswissenschaft, die menschliche Biologie, die Hygiene und Eugenik, die Anthropologie, Kriminalanthropologie, das polizeiliche Erkennungswesen, die Ethnologie, Geschichte und Uelegeschichte, Geographie usw.

So steht die im vorigen Jahre gegründete „Deutsche Gesellschaft für Blutgruppenforschung“ zusammen mit ihren ausländischen Tochter- und Schwesternorganisationen vor einer ungeheuren und höchst wichtigen Aufgabe: immer neue wissenschaftlich einwandfreie Massenuntersuchungen in Gang zu bringen (ohne die wichtige Fragen unlösbar sind), alle die interessierten Wissenschaften zu gemeinsamer, sich gegenseitig antregender und fördender Arbeit zusammenzufassen und so unsere Erkenntnis der Geheimnisse des Blutes so weit wie möglich zu fördern, ein Weg, auf dem sie inzwischen schon ein gutes Stück fortgeschritten ist.

## Urheimat und Westausbreitung der Slawen.

Von Archivdirektor Dr. Hans Witte, Neustrelitz.

**E**s ist noch nicht lange her, da haben slawische Gelehrte versucht, der Ausbreitung des Slawentums in der Vorgeschichte eine Ausdehnung zu geben, die alle bisherigen Vorstellungen unendlich weit übertraf. Edward Boguslawski und Wojsiech Kettzynski namentlich waren es, die um die Wende des 19. zum 20. Jahrh. durch Gleichsetzung des deutschen Ortsnamensgrundworts — *au*, altdt. — *owe* mit dem slawischen — *ovo* (heute — *ow*) und ebenso der Völker bzw. Stammesnamen Suevus (*Suavus*) und Slavus den erstaunten Zeitgenossen die Slawen als die eigentlichen Urbewohner von ganz Mitteleuropa vorführten. Nicht allein die bekannten suesischen Teilstämme wie Semnonen, Hermunduren, Marisken, Markomannen, Quaden usw., auch die in den Quellen am Nördsee-, Rhein und Donau erwähnten Sueven werden als Slawen in Anspruch genommen. In allem Ernst wird von „slawischen Ortsnamen am Bodensee und in der Nähe der Donauquellen“ geredet. „Die Suvi Niceretes, die schon lange vor den Alemannen am Neckar saßen, der Sueven Cäsars nicht zu gedenken, deren Sitze sich bis zur Rheinmündung erstreckten“, sollen die einstige gewaltige Ausdehnung dieser „Slawen“ veranschaulichen. Ja die in der Völkerwanderung nach Spanien übersiedelten Sueven oder Quaden werden zu Slowaken gestempelt!

Heute wird es kaum noch viele geben, die diese noch vor drei bis vier Jahrzehnten im Brustton strenger Wissenschaftlichkeit vorgetragenen „Ergebnisse“ ernst nehmen. Doch ganz hat die slawische Erforschung auch heute den Boden Mitteleuropas noch nicht preisgegeben. Die sog. Lausitzer Kultur der Bronzezeit ist es, an die sie sich jetzt mit Fähigkeit anklammert, sie als slawisch in Anspruch nimmt. Selbst bei einem reichsdeutschen Slawen, dem Lausitzer Wenden Ernst Mücke, können wir es beobachten, wie er in den sorben-wendischen Bewohnern der Lausitz, die sich in unbedeutenden Resten bis in unsere Tage erhalten haben, durchaus die alteingesessenen Ureinwohner sieht.

Ja, noch bedeutend weiter westlich, wo von Lausitzer Kultur keine Rede mehr sein kann, im Hannoverschen Wendland, will er ein Slawentum von außerordentlichem Alter erblicken. Dass dies Lüneburger Wendentum erst gegen 800 von Karl dem Großen von jenseits der Elbe herbeigerufen und auf dem Gebiet vertriebener Sachsen angesiedelt worden sei, lasse sich, so sagt er richtig, durch nichts beweisen, ja „sogar gewichtige Gründe“ sprächen „entschieden dagegen“. Wenn er aber fortfährt, die Wenden seien hier nicht Kolonisten des 8., 9. oder gar 10. Jahrhunderts, „sondern wenigstens 2000 Jahre sind verflossen seit der Besiedlung des Unterlaufs der Elbe durch die Slawen; Slawen sind diejenigen, die zuerst diese Gegend besiedelt und fest angebaut haben“<sup>1)</sup>, so kann man ihm soweit nicht folgen.

Auch hier wird die slawische Forschung über kurz oder lang den Rückzug antreten müssen. Im Grunde hat sie es schon getan. Dass die südlich der germanischen Ostseesitze zwischen Elbe und Oder angetroffenen charakteristischen Überbleibsel der vorgeschichtlichen sog. Lausitzer Kultur, die Rossinna als illyrisch bezeichnet hat, zwar nicht germanischer, auf keinen Fall aber slawischer Herkunft waren, diese Meinung hat sich siegreich durchgesetzt. Unter den slawischen Forschern gibt es allerdings noch die sog. Autochthonisten, die an der slawischen Zugehörigkeit der Träger dieser Lausitzer Kultur festhalten. Aber sie sind nicht mehr alleinherrschend, auch nicht maßgebend. Ein so anerkannter Vertreter der slawischen Urgeschichte, wie es Lubot Niederle ist (vgl. seinen Manuel de l'antiquité slave, Paris 1925), steht jedenfalls jetzt nicht mehr zu ihnen. Formell lässt er die Sache unentschieden, tatsächlich hat er sich aber schon von ihr abgewandt, indem er eine eigene Theorie über die Wanderung der Slawen aus ihren Ursitzen nach Süden und Westen und damit in Gegenden aufstellte, für die andere und er selber früher slawische Unzäglichkeit vertreten haben.

Ausdrücklich ablehnend gegenüber der slawischen mitteleuropäischen Autochthonentheorie verbahlt sich unter den Forschern slawischer Nationalität besonders der Tscheche J. Pešker. Er schränkt die Heimat des Slawentums streng auf das Gebiet der Pripetsümpfe ein; während Niederle dafür einen weiteren Spielraum lässt: das Gebiet zwischen Weichsel und mittlerem Dnieper, also Ostpolen, das südliche Weißrussland und das nördliche Kleinrußland.

Von hier aus lässt Niederle die Slawen ihren Vormarsch schon in außerordentlich früher Zeit antreten, so dass sie Teile des Donaugebietes schon im 1. oder 2. Jahrhundert n. Chr. erreicht haben sollen! Die von Niederle dafür beigebrachten Belege sind nach Max Vasmer als erledigt anzusehen (s. Volz, Der ostdeutsche Volksboden, 1926, S. 154).

<sup>1)</sup> Mücke in der Zeitschrift Altachsenland 1908 S. 101.

Was in einem Gebiete so gewaltiger Völkerdurchzüge, wie es die niederer Donaulande sind, immerhin als von vornherein nicht ganz ausgeschlossen erscheint, hat in dem soviel ruhigeren Gebiet der südlichen Ostseeländer eine noch viel geringere Wahrscheinlichkeit. Dennoch ist Niederle auch hier in ganz gleicher Weise vorgegangen, hat die Meinung aufgestellt, die Slawen seien mindestens schon im 2. oder 3. Jahrhundert in Ostdeutschland angelangt (S. 128 ff.) und hätten die Elbe und Oder spätestens im 5. und 4. Jahrhundert erreicht.

Er rechnet dabei mit einem Druck der Slawen auf die germanischen Wanderstämme. Aber wie soll dieser Druck in so früher Zeit zur Auswirkung gekommen sein, da die Slawen damals gerade unter ostgermanischer Herrschaft standen, von der sie unter die der Hunnen und später der Avarn und Nordgermanen gerieten. Von einer selbständigen geschichtlichen Rolle der Slawen kann in so früher Zeit noch gar keine Rede sein.

Was Niederle zur Stützung seiner Aufstellung an Tatsachen beibringen kann, beschränkt sich auf die Ähnlichkeit einiger Namen: Schlesiens (Slezzy) mit dem wandalischen Stammnamen der Silingar, der obotritischen Warnabot mit den germanischen Warinen, der slawischen Heveller mit den Helveonen, der Rujaner mit den Rugiern. Längst bekannte Tatsachen, aus denen so weitgehende Schlüsse auf eine in so frühe Zeit verlegte Slaweneinwanderung zu ziehen keinesfalls angeht.

Niederle muß denn auch selber zugeben, daß es sichere Quellennachrichten, die seine Aufstellungen stützen könnten, überhaupt nicht gibt. Was er anstatt ihrer an Beweismaterialien bringt, kann über den Mangel nicht hinweghelfen, daß es vor dem 6. Jahrhundert keinerlei Quellennachrichten über ein Vorrücken der Slawen nach Süden und Westen gibt.

Hier nach darf festgehalten werden: Für die slawische Urgeschichte kommt Mitteleuropa weder als Ganzes noch in irgendeinem Teile irgendwie in Frage. Das Gegenteil hat nicht einmal Niederle aufrechtzuhalten gewagt, nicht zu reden von Peisker u. a. slawischen Forschern, die es gleich uns auf das bestimmteste ablehnen. Es muß also bei der altbewährten Anschauung bleiben, die die Urheimat der Slawen im Gebiet des Pripet bis zum mittleren Dniepr, im Raume Pinsk—Kiew, sucht. Jüngst hat sie wieder Max Vasmer nach eingehender Erörterung nachdrücklich vertreten (a. a. O. S. 118—143).

Dort, wo also auch nach der Ansicht namhafter slawischer Forscher die Urheimat des Slawentums zu suchen ist, sind die Slawenstämme bis tief in das 6. nachchristliche Jahrhundert ansässig geblieben, während sogar das westlich angrenzende Kongresspolen in der Eisenzeit bis zur allgemeinen Abwanderung in ostgermanischer Hand war.

Nicht allein das völlige Fehlen der geringsten Quellennachrichten ist es, das uns nötigt, ein so frühes Eindringen der Slawen in die zuvor germanischen Ostgebiete und an die Donau, wie es Niederle behauptet, abzulehnen. Es hat sich auch sonst manche Völkerbewegung abgespielt, von der keine schriftliche Nachricht zu uns gedrungen ist. Aber in genau die gleiche Richtung wie das Schweigen der Geschichtsquellen weist der Befund des vor- und frühgeschichtlichen Kulturnachlasses dieser Gebiete.

Man wird nicht mehr sagen dürfen, diese Dinge seien noch nicht spruchreif. Durch die letzten Jahrzehnte sind von der Vorgeschichtsforschung dieser

Gegenden solche Massen neuer Funde ans Tageslicht gebracht und solche Fortschritte in der Einordnung und zeitlichen Bestimmung der Gegenstände gemacht worden, daß das Licht, das von dieser Seite her auf diese Dinge fällt, immer bestimmender für die Entscheidung wird. Und da ist von höchster Bedeutung die Tatsache, daß alle namhaften Prähistoriker Ostdeutschlands, die zum Teil schon lange Jahrzehnte ihre Forschungsgebiete betreuen — ich nenne nur Hans Seger in Breslau, Robert Belz in Schwerin und Wolfgang La Baume in Danzig — in einer geradezu verblüffenden Übereinstimmung ein jeder in seinem Gebiet die Tatsache feststellen, daß das Seltenerwerden der Funde seine allmäßliche Entleerung von Einwohnern deutlich erkennen läßt und daß zwischen den versiegenden germanischen Funden und dem Auftreten slawischer eine weite Kluft steht. „Nach der Sprache der Funde ist Mecklenburg für Jahrhunderte ein menschenleeres Land gewesen“, erklärte noch soeben Robert Belz<sup>1)</sup> unter dem Eindruck dieser für das Gesamtgebiet festgestellten Tatsache.

Von einer Auswanderung der Germanen unter slawischem Druck kann angesichts dieser Feststellungen keine Rede sein, von einem Nebeneinander germanischer und slawischer Bevölkerung in diesen Landstrichen nur in sehr beschränktem Maße. Daß in der Tat weite Gebiete des Ostens zeitweise entvölkert waren, wird ja außerdem noch quellenmäßig bezeugt durch die bekannte Nachricht Prokop's über die Rückwandertung der Heruler aus Südgarn in ihre nordische Heimat im Jahre 512. Da fanden sie nordöstlich der Gepiden Slawen „bis zu den unbewohnten Flächen, die gegen die Ostsee und die Watnen lagen“ (nach Zeug). Damit ist folgendes gesagt: Nordöstlich der damals in Siebenbürgen ansässigen Gepiden, also ziemlich nahe dem oben als Urheimat der Slawen angegebenen Gebiet, saßen die Slawen auch noch damals. Weiter nach Nordwesten hin folgten „unbewohnte Flächen“, die also von ihren früheren germanischen Bewohnern verlassen, von nachrückenden Slawen aber noch nicht eingenommen waren. Nur an der Ostsee werden noch Watnen oder Reste von ihnen erwähnt. Die Prokop'sche Quellennachricht bestätigt also in vollkommener Weise, was unsere Spatenforschung erarbeitet hat.

Mit größerer Aussicht können wir nun die Frage stellen: Wann haben sich nun eigentlich die Slawen in Bewegung gesetzt, wo und wann ihre westlichsten Sitz erreicht? Die letztere Frage muß für die verschiedenen in Betracht kommenden Landschaften gesondert untersucht werden. Für die erste ist es bezeichnend, daß noch im Jahre 508 die Langobarden, als sie von ihrer sudetisch-schlesischen Zwischenstation über Ungarn nach Italien zogen, nirgends auf Slawen gestoßen sind. Im gleichen Jahr allerdings sind avarische Reiterscharen bis zur Mittelleibe vorgedrungen, wo sie mit dem rechten der Elbe verbliebenen Semnonenrest zusammenstießen. Ob sich in ihrem Gefolge, wie es die Regel war, Slawen befunden haben, wird sich nicht mit Sicherheit behaupten lassen. Wenn ja, so ist es noch nicht sicher ausgemacht, ob diesem offenbar zunächst nur kriegerischen Akt unmittelbar ein Siedlungsaufschwung gefolgt ist. Als terminus a quo ist die Jahreszahl aber immerhin verwendbar.

Die erste sichere Nachricht über Wenden an der Ober- und Mittelleibe ist aber erst aus dem Jahr 623, wo der fränkische Kaufmann Samo als Gründer des großen Westslawenreichs in Erscheinung tritt. Angekommen sind

<sup>1)</sup> Bei Völz a. a. O. S. 155. In diesem Buch äußern sich auch Seger und La Baume in übereinstimmender Weise.

die Slawen natürlich nicht erst in diesem Jahre. Aber lange können sie damals im Elbgebiet noch nicht gewesen sein. Wann sie aber an Ostsee und Niederelbe erschienen, darüber sind die Nachrichten noch düstiger. Sicherer über ihre Anwesenheit dort wissen wir nicht vor Karls des Großen Zeiten. Und doch müssen sie dort viel früher eingedrungen sein.

Nach Robert Bely geboren die letzten germanischen Funde im Mecklenburg der Zeit um 500 an. „Dann verschwindet das Land in Dunkel.“ Die Slaweneinwanderung hat hier nach ihm frühestens im 6. Jahrhundert eingesetzt. Beträchtlich weiter im Osten aber zeigt das Weichselgebiet nach La Baume im 5. und 6. Jahrhundert eine außerordentliche Fundarmut, während vereinzelte germanische Funde sogar bis 650 festzustellen sind. Slawische Bevölkerung aber durch Altertumsfunde nachzuweisen, sei weder für das 7. noch auch für das 8. Jahrhundert bisher gelungen; nur wenige früheste slawische Funde seien mit Sicherheit bis etwa 800 zurückzudatieren. Die Slaweneinwanderung nach Ostdeutschland könnte also nicht früher als zu Anfang des 7. Jahrhunderts n. Chr. erfolgt sein.

Das ist vielleicht doch etwas spät angesetzt. Die frühere Ansetzung in dem soviel westlicheren Mecklenburg überrascht. Aber dort hieß es „frühestens im 6. Jahrhundert“. Das muss nach allem wohl verstanden werden als „frühestens noch im 6. Jahrhundert“, also gegen dessen Ende.

Damit wären beide Zeitangaben, die mecklenburgische und die westpreußische, doch wieder nahe aneinander gerückt. Die Spanne zwischen beiden kann kaum sehr groß gewesen sein. Mit anderen Worten: das Tempo, mit dem die Slawen, einmal in Bewegung gekommen, die entleerten Gebiete des zuvor germanischen Ostens einzunehmen, ist ein ziemlich rasches gewesen. Da sie nirgends auf nennenswerten Widerstand stießen, ist das ja auch von vornherein wahrscheinlich.

In Westpreußen sind wir nicht mehr sehr weit von der slawischen Urheimat. Wenn hier die slawische Volkswoge kaum merklich früher anlangte, als in dem soviel westlicheren Mecklenburg, so werden wir uns auch zeitlich dem Beginn dieser großen Wanderbewegung nicht allzu ferne befinden. „Dass die Slawen noch bis zum 6. Jahrhundert n. Chr. weit östlich von der Weichsel im Innern von Rusland gesessen haben“, wie es jüngst Bruno Ehrlich (s. Volz, a. a. O. S. 270) als allgemein herrschende wissenschaftliche Überzeugung ausgesprochen hat, darf als feststehende Tatsache angesehen werden. Hier hat sie der Stoß der aus Asien bereinbrechenden Avaren getroffen, der im Jahre 558 den östlichen Slawenzweig der Unten auseinandersprengte. Er war der erste Anstoß zur großen Wanderbewegung der Slawen. In den verschiedensten Teilen von Mittel- und Südeuropa sehen wir sie in der Folgezeit, von den Avaren mitgerissen, als deren Kämpfer und Hörige erscheinen und von dem verlassenen Boden Besitz ergreifen.

So mögen Teile von ihnen auch 568 mit den Avarn an der Mittellebe erschienen sein. Unbedeutende Anfänge können es höchstens gewesen sein, sonst hätten die ziemlich gleichzeitig auswandernden Langobarden doch irgendwo auf Slawen stoßen müssen. So scheint Rudolf Muchs Annahme (s. Volz a. a. O. S. 115 f.), dass durch den Abzug der Langobarden aus ihrer böhmisch-schlesischen Zwischenstation und ihren Vernichtungskampf gegen die Gepiden den Slawen der Weg erst freigemacht worden sei, sowohl in den baltischen Westen wie südwärts zur Donau, manches für sich zu haben.



Lange vor 900 können die Slawen dann auch nicht von Mecklenburg Besitz ergriffen haben. Auch für die Mark Brandenburg geht die herrschende Meinung dahin, daß die Niederlassung der Slawen um 900 erfolgt sein müsse<sup>2)</sup>.

Aber das Wendedentum ist weiter nach Westen vorgedrungen. Ist es nun in das ostholsteinische Wagrien, in das lauenburgisch-mecklenburgische Polabenland oder in das hannoversche Wendland wesentlich später gelangt? Es ist behauptet worden; so neuerdings von Walther Classen (Wie der deutsche Osten entstanden ist [1920]), daß in Ostholstein die Wenden erst seit Karl dem Großen sägen, der ja seinen obotritischen Bundesgenossen das durch zwangsweise Verpflanzung aufständischer Sachsen freigewordene Gebiet übergeben haben soll. So meint auch Zeuß (S. 685): „Vielleicht sind die Polaben diese vorrückenden Aboditen und also eine Unterabteilung dieses Volkes.“

Es kann sich hier natürlich nur um Vermutungen handeln. Jedenfalls läßt der Ortonamenbefund keinen merklichen Unterschied zwischen Mecklenburg eines, dem holsteinischen Wagrien und dem überwiegend lauenburgischen Polabenland anderseits hervortreten. Im Gegenteil zeigt er so übereinstimmende Füge, daß die Annahme eines einheitlichen und ziemlich gleichzeitigen Altslawischer Besiedelung für alle drei Gebiete gerechtfertigt erscheint. Das gilt auch für das hannoversche Wendland, wo Zeuß sich ganz gegenseitig zu seiner Polabenvermutung einstellt: die Slaweneinwanderung sei dort „vielleicht so hoch hinaufzusehen, als die Ankunft der Slawen an der Elbe“ (S. 663). Vielleicht sind die Vermutungen über spätere Besiedlung des Wagrier- und Polabenlandes lediglich hervorgerufen durch das Bestreben, die von Karl dem Großen berichtete Zuweisung geräumten Sachsenlandes an die Obotriten deutlich festzulegen. Wo aber in diesen Gegenden bei einem Ortonamenbestande ausgesprochen slawischer Grundlage deutsche Namensformen nur als jüngere, in der Wiederbesiedlung übergelagerte Schicht auftreten — abgesehen vielleicht von vereinzelten uralten durch Slawennmund uns übermittelten Formen — da haben wir altes geräumtes Germanengebiet, das ziemlich zu gleicher Zeit von den Slawen eigenommen wurde. So wie in Mecklenburg auch in Wagrien, im Polabenland und im hannoverschen Wendland.

Wo die von Karl dem Großen angeblich geräumten Sachsengebiete eigentlich waren, hat neuerdings Hermann Hofmeister bei seiner Erforschung des Limes Saxoniae zu ergründen versucht. Er hat sie nicht finden können, die Einhardische Nachricht in Zweifel gezogen und gemeint, von der Sachsen-deportation sei höchstens ein Teil der Bevölkerung betroffen worden (Zeitschr. der Gesellschaft f. Schleswig-holsteinische Geschichte 86. Bd. Heft 1, 1926, S. 156 ff.). Später allerdings, nach der 1913 erfolgten Errichtung des Limes, und zwar spätestens um 840, seien über diese Delvenau-Trave-Schwentinelinie, die schon bei der Limesziehung zu beiden Seiten slawisch war, die Wenden weit vorgedrungen bis Neumünster und vor die Tore Hamburgs.

Ein ähnliches späteres Vordringen der Wenden zeigt sich auch südwärts der Niederelbe. Zwar nicht soweit über den Siedlungskern des hannoverschen Wendlands hinaus, wie Kühnel angenommen hat (Zeitschr. des Histor. Vereins für Niedersachsen 1903 f.), aber doch bis hart an Lüneburg heran (Ludwig Bückmann im Jahresbericht des Johanneums zu Lüneburg 1909).

<sup>2)</sup> So zuletzt Werner Gley, Die Besiedelung der Mittelmark von der slawischen Einwanderung bis 1024. Stuttgart 1926 S. 54.

Auch in die Altmark sind die Wenden erst vom hannoverschen Wendland aus vorgedrungen. Sie tagte zwischen die Gebiete der älteren um 600 entstandenen Slawenniederlassungen, das Wendland und die ostelbische Mark, wie ein trennender deutscher Keil und fiel erst einem späteren Alt slawischer Ausbreitung zum Opfer. Wie es im Gegensatz zu den Gebieten ältester slawischer Landnahme auf geräumtem Germanenboden in solchen Gegenden späterer Slawenniederlassung ausfah, tritt hier besonders deutlich in Erscheinung. Hier wurden im 12. Jahrhundert an das Kloster Diesdorf Slawendorfer, 15 an der Zahl, geschenkt. Sie tragen sämtlich deutsche Namen wie Varenthorp, Pychenusen, Ellenbecke, Watekoten, Budenstade usw. Auf altmärkischem Boden haben wir auch eine chronikalische Bestätigung besondes späten Vordringens des Slawentums durch Helmold (I, 12). Nach ihm soll das Balsemer- und das Marscinerland von Salzwedel an noch zu den Zeiten der Ottonen von Sachsen bewohnt gewesen sein, „sed praevalentibus postmodum Slavis Saxones occisi et terra a Slavis usque ad nostra tempora (1160—1170) possessa“. Es kann nur der Slawensturm der letzten Jahre des 10. Jahrhunderts gewesen sein, durch den dies Sachengebiet in slawische Hand geriet. Gewiß einer der spätesten slawischen Siedlungsakte auf zuvor deutschem Boden!

Wie Alexander Brückner (Die slawischen Ansiedlungen in der Altmark und im Magdeburgischen) in der Altmark bis zur Oste die Ausstrahlungen einer von Norden und Nordwesten gekommenen lüneburgischen Slaweneinwanderung erblickt, so will er die südlich Magdeburgs westlich der Elbe wieder auftretenden und nach Süden, also der Saale zu, häufiger werdenden slawischen Ortsnamen dahin deuten, „daß nach Nordthüringen Slawen vom Süden her, von dem rechten Ufer der Saale, eingewandert sind“. Sie müssen danach dem sorbischen Stämme angehören, während bei den bisher behandelten, nördlicher ansiedelten Slawen nur von obotritischer oder wilzischer Stammeszugehörigkeit die Rede sein kann.

Auch diese nordthüringischen Slawen werden meist als in deutschnamigen Orten ansässig erwähnt. Sie wohnten also, ähnlich den versprengten Sorbensiedlungen im Mansfeldischen und sogar im Hildesischen, unter Deutschen, und haben es nie zu irgendeiner nationalen Selbständigkeit gebracht. Auch hier kann es sich nur um spätere Ausstrahlungen handeln. Immerhin ist ihre erste bestimmte Erwähnung schon aus dem Jahre 748. Auf diese und andere slawische Streusiedlungen, die zum Teil sogar tief im deutschen Westen begegnen, kann hier nicht eingegangen werden.

Während sich für die nördlicheren Gebiete der Westslawen zwischen Elbe und Ostsee heute eine weitgebende Übereinstimmung dahin feststellen läßt, daß die Slaweneinwanderung in allen verschiedenen Landschaften dieses Bereichs in der Hauptfache gegen 600 stattgefunden haben muß (abgesehen von einigen besonders weit nach Westen vorgeschobenen Posten), prallen in dem alten Kampfgebiet Böhmen widersprechende Meinungen scharf aufeinander.

Von den Autochthonisten, die das Slawentum auf die in den Urzeiten auch hier herrschende Lausitzer Kultur zurückführen, ist oben schon die Rede gewesen. Die prähistorische Forschung, die hierüber das entscheidende Wort bereits gesprochen hat, hat weiter auf Grund der Bodenfunde festgestellt, daß nach der Zeit der keltischen Bojer deren germanische Nachfolger, die Markomannen, das Land etwa um 500 verlassen haben müssen. Von einer slawischen Besiedlung kann aber danach noch keine Rede sein. Zunächst haben dort noch

wie die Quellen berichten, Hermunduren, Langobarden und Rugier, lauter germanische Stämme, gesessen. Bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts läßt sich in Böhmen die merowingische Kultur nachweisen, in Mähren sogar an einzelnen Orten bis in die karolingische Zeit hinein.

Das Letztere mag mit germanischen Rückständen zusammenhängen, an deren Vorhandensein in den Sudetenländern nicht mehr zu zweifeln ist. Vorgeschichtliche Funde slawischer Herkunft sind in Böhmen bisher aber noch nicht aus einer über das 7. Jahrhundert n. Chr. zurückgehenden Zeit gemacht worden.

Auch hier würden wir also ungefähr auf das Jahr 600 für die Slaweneinwanderung kommen!

Läßt sich nun noch Genaueres feststellen? Bretholz hat die Meinung geäußert, es ließe sich nicht einmal das Jahrhundert der Slaweneinwanderung in Böhmen feststellen. H. Preidel hat gleichwohl den Versuch gewagt (1924) und sie um die Mitte des 6. Jahrhunderts angesetzt. Den Anlaß zu ihr hätte „vermutlich der von Paulus Diaconus und Gregor von Tours für 565 bezeugte Awarenzug“ geboten.

Das wäre immerhin doch merklich, wenn auch nicht bedeutend früher als in den nördlicheren Landschaften.

Schon etwas vor Preidel hat sich Ernst Schwarz (Zur Namensforschung und Siedlungsgeschichte in den Sudetenländern. Reichenberg 1923) mit schwerstem philologischen Rüstzeug dieser Frage angenommen. Eine eindringende Untersuchung der älteren, vorstreichischen Ortsnamenschichten der Sudetenländer läßt ihn zu dem Ergebnis gelangen, „daß in Südwestböhmen die meisten Bevrühtungspunkte zwischen Germanen und einwandernden Westslawen und zwar mindestens schon aus dem 7. Jahrhundert, vermutlich aber schon aus dem 6. Jahrhundert, vorhanden sind“ (S. 106).

Also etwas vor 600 muß auch nach Schwarz die Slaweneinwanderung in Böhmen angesetzt werden. An anderer Stelle äußert er sich dahin, daß „etwa im letzten Drittel des 6. Jahrhunderts . . . die Westslawen vermutlich in die Sudetenländer eingewandert sind“ (S. 49).

Auch hier hatten sie noch nicht ihren vorgeschobensten Posten erreicht. Wir wissen ja, daß sie über das Egerland hinaus an der Elbe nach Süden und am Main weit nach Westen und Südwesten vordeangen. Dies Gebiet wird s. 46 genannt als „terra Scavorum, qui sedent inter Moinum et Radantiam fluviis, qui vocantur Moinwinidi et Radanzwinidi“. Es erstreckte sich im Maintal bis zur Einmündung der Ilz und der Regnitz, umfaßte also namenslich die Gegend östlich von Bamberg, die bis zum 11. Jahrhundert von Slawen bewohnt war. An der unteren Elbe war im 9. Jahrhundert Prenzberg einer der zum Handel zwischen Bayern und Slawen bestimmten Grenzplätze.

Wann ist nun die Slawensiedlung in diesem weitest vorgeschobenen Bereich anzusezen? Gestützt auf die Form des Namens Pfreimt (Oberpfalz an der Elbe) beantwortet Ernst Schwarz diese Frage dahin, es müßten in dieser Gegend schon seit der Wende des 6. zum 7. Jahrhundert „dauern Deutsche und Westslawen nebeneinander gewohnt haben, Westslawen (die sog. Elbwinden) sind in einzelne Gebiete der Oberpfalz schon vor der Durchführung der zweiten Lautverschiebung vorgedrungen“ (S. 5). Das wäre spätestens in der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts. Die Elbwinden, die besonders auch das Becken von Cham mit slawischen Namen erfüllt haben, werden s. 63 erwähnt. Sie müssen aber nach Schwarz „unmittelbar im Anschluß an die Besetzung Böhmens auf

diese Gebiete übergegriffen haben, früher als auf Oberösterreich, wo sie erst im 8. Jahrhundert auftreten“ (S. 109).

Die Westslawen, die hier in Erscheinung treten, haben aller Wahrscheinlichkeit nach vorher als Hörige der Awaren in Ungarn gesessen. Von hier aus haben sie sich über die Sudetenländer wie über die Služgebiete von Main, Rednitz und Nab ausgebreitet. Auch das Vordringen ins nördliche und östliche Oberösterreich, das nach Schwarz bedeutend später, etwa in die Mitte des 8. Jahrhunderts, zu feiern ist, geht von dem tschechischen Westslawenzweig aus.

Während hier die Westslawen in der Hauptsache den aus Böhmen abgewanderten Markomannen nachdrückten und sich daneben auch auf zuvor thüringischem Boden ausbreiteten, belämmten die in ihrer neuen Heimat zu Bayern gewordenen Markomannen auch bald in anderer Richtung die Nähe anderer Slawen zu spüren. Die Alpenslawen, denen sie im Südosten begegneten, stellten sich dar als Ausläufer der großen südslawischen Bewegung, die über die Balkanhalbinsel hinstürmend sich unter den Augen von Byzanz vollzog und daher durch reichere zeitgenössische Berichte viel klarer und deutlicher vor uns liegt als die entsprechenden Vorgänge des Nordens.

Auf ihr eigentliches engstes Entstehungsgebiet waren die Slawen schon zu Anfang des 6. Jahrhunderts nicht mehr beschränkt. Schon im Jahre 512 fanden wir die Slaven als Ostnachbarn der Gepiden (Prokop). Auch Jordanes erwähnt sie als nördlich und östlich des gleichen Germanenstammes angesessen, geschieden in Slavenen von der Donaumündung und Aluta bis Weichsel und Dniestr — und Anten dahinter von der Donau bis zum Dniestr. Zu Anfang des 6. Jahrhunderts hielt das Ostromische Reich gegen sie noch die Linie der unteren Donau. Doch schon in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts begannen — anfangs in Gemeinschaft mit den Hunnen — ihre verwüstender Züge durch und über die Balkanhalbinsel hinaus, durch Thrakien über den Euxinischen bis nach Kleinasien, über Illyrien durch die Thermopylen bis an den Peloponnes.

Um die Mitte des 6. Jahrhunderts häuften sich die Balkanzyüge der Slawen. Ihre Raubzüge führten schließlich zur Ansässigkeit. Im ausgehenden 6. und beginnenden 7. Jahrhundert lässt sich der Raumgewinn des Slawentums deutlich übersehen: Auf der ganzen Front zwischen Ostsee, Schwarzem und Mittelädischem Meer ein gewaltiges Vordringen! Hast genau um die gleiche Zeit, wo wir im Norden die slawische Welle an den Gestaden der Ostsee in Mecklenburg und jenseits auch in Ostholstein branden, wo wir sie ins Lüneburgische hinein die Elbe überschreiten, wo wir sie den böhmischen Kessel erfüllen und aus ihm den Main, die Rednitz und die Nab hinabfluten sehen, erscheint nach Überschwemmung der ganzen Balkanhalbinsel bis in den Peloponnes das Südslawentum an den Südosthängen der Alpen, die es bis zur Adria mit seinen Volksmassen erfüllt.

Und hier im Süden haben wir ein bestimmtes Datum. Im Gegensatz zum Norden und der Mitte, wo sich das Slawentum geräuschlos auf verlassenem Germanenboden ausbreiten konnte, kam es hier zum Kampf. Hier drängte gleichzeitig der südöstlichste Stamm der Deutschen, der markomannisch-bairische, nach dem Abzug aus seinem halbtausendjährigen böhmischen Sitz gen Süden. So musste es zum Zusammenstoß kommen. 595 zog der Bayernherzog Tassilo I. gegen die neuen slawischen Nachbarn. Es war die erste kriegerische Begegnung beider Völker an dieser Stelle, doch nicht die letzte. Schon um 610 stand

Tassilos Sohn und Nachfolger wieder an der Südgrenze des Baiernstamms, im Quellgebiet der Drau, im Kampfe gegen die Slawen.

Durch das heutige Steiermark und Kärnten ins Pustertal vordringend, hat wiederum um 600 diese Slawenbewegung „auch über die Pässe der nördlichen Alpenkette bis Kremsmünster und Steyr, über den Semmering bis in die Gegend von Wien slawische Siedlungen“ gestreut (B. Eberl, Die bayrischen Ortsnamen als Grundlage der Siedlungsgeschichte, 1928, I, S. 74 ff.).

Immer wieder stoßen wir auf die Zeit um 600 als diejenige, in der die Slawen in der Hauptsache ihre Siedlungen im Westen eingenommen haben. Auch die Kroaten und Serben sind zu Anfang des 7. Jahrhunderts von der Nordseite der Karpaten nach Illyrien hinübergemeldet und dort auf Befehl des Kaisers Heraklius nur wenig später um 620 als Schutz gegen die Awaren angefiedelt worden.

Auch an der oberen Save wird ebenfalls zum ersten Male um 610 eine „Selavorum regio, quae Zellia appellatur“ genannt. Zeug (S. 617, Anm.) läßt es unentschieden, ob damit Cilli gemeint ist, oder ob der Name, der in anderen Handschriften auch Aglia und Tagellia lautet, etwa aus Carniola entstellt sei. Aber er begründet es eingehend, daß die Slawen dort nur kurze Zeit vor Ende des 6. Jahrhunderts eingedrungen sein können. Er nennt sie Vorläufer der Kroaten und Serben und vorderste Antenscharen, die über die obere Weichsel, Oder und March gekommen sein werden.

Noch weiter südlich sehen wir die Slawen als Angreifer Istriens und Norditaliens von 592 an. Ihre Niederlassung, die also auch hier gegen 600 erfolgt sein muß, reichte im 7. und 8. Jahrhundert bis Monfalcone, Cormons, Cividale, Pontebba nach Villach usw. Im 8. und 9. Jahrhundert breitete sie sich aus im Süden von Cividale bis Palmanova, Codroipo und jenseits des Tagliamento bis in die Gegend von Pordenone (Niederle, Manuel S. 79 f.).

Zusammenfassend kann gesagt werden: das slawische Vordringen nach Westen war eine Massenbewegung größten Stils und zumal angesichts ihrer Ausdehnung über einen so gewaltigen Raum von überraschender Einheitlichkeit nach Zeit und Art. Sowohl im baltisch-elbischen Norden, wie auch in der böhmisch-thüringischen Mitte und endlich im Süden von den Ostalpen zur Adria hat die Slawenniederlassung im allgemeinen durchweg gegen das Jahr 600, jedenfalls nicht lange davor, stattgefunden. Ausstrahlungen von diesem slawischen Neuland aus hat es in späterer Zeit einige gegeben. Sie scheinen aber nicht allzu bedeutend gewesen zu sein und haben die um 600 geschaffene nationale Besitzverteilung wohl nur in Einzelheiten und nur vorübergehend verändert. Ihre genaue Festlegung nach Ort und Zeit erscheint bei dem heutigen Stande der Forschung noch nicht möglich.

Es ist zu hoffen, daß wir durch Anwendung unserer neuen, verfeinerten Forschungsmethoden hierin in absehbarer Zeit klarer sehen werden.

Das Gebiet der slawischen Westausbreitung ist eben nicht auf das der urgermanischen Räumung beschränkt geblieben. Dies Räumungsgebiet ist verhältnismäßig leicht zu erkennen als die Gegend, wo die Ortsbenennung vor der deutschen Rückströmung einen ausgeprochen slawischen Stempel trägt. Vereinzelt übernommene germanische, im Slawenmunde umgestaltete Formen können dabei eingeschlossen sein. Hier hat die Slawenbesiedlung durchweg gegen 600 stattgefunden.

In den Gebieten späterer Slawenausdehnung dagegen ist die slawische Ortsbenennung niemals so alleinherrschend durchgeführt worden, weil dort deutsche Namen in großer Zahl vorgefunden und übernommen wurden.

Wo die Slawen noch lebende deutsche Ortsnamen vorsanden, haben sie sich leineswegs gescheut, sie zu übernehmen und beizubehalten. Wenn also weiter östlich deutsche oder germanische Namen in der älteren Namenschicht so fast gänzlich fehlen, so kann das nur so gedeutet werden, daß die Slawen bei ihrem Einrücken dort solche Namen nicht mehr oder kaum noch vorgefunden haben, ihre germanischen Vorbewohner das Land also tatsächlich bis auf unbedeutende Reste geräumt hatten.

## Die Kultur der Slawen in Nord- und Mitteldeutschland vom 7.—12. Jahrhundert.

Von Dr. Christoph Albrecht, Halle a. S.

(Mit 5 Abbildungen.<sup>1)</sup>)

Die großen germanischen Wanderungen der ersten christlichen Jahrhunderte hatten allmählich die bis dahin ostgermanischen Gebiete östlich der Elbe nahezu entvölkert, so daß seit dem Ausgang des 5. Jahrhunderts kaum Volksspuren von germanischen Stämmen zurückgeblieben waren. Die Kultur dieser abgewanderten Ostgermanen ist uns durch die Bodenfunde genau bekannt, und diese zeigen auch, daß sich im Ausgang des 6. Jahrhunderts eine ganz neue, fremdartige Kultur, nämlich die slawische, auf dem alten ostgermanischen Heimatboden ausgebreitet hat. Hier konnten sich slawische Volkstämme teilsweise ein halbes Jahrtausend in ihrer eigenen Kultur erhalten.

Als nun mit „deutsch-germanischer“ Einwanderung die deutsche Kultur ostwärts drang, verschwand nach und nach die slawische Kultur vollkommen, nicht jedoch das slawische Volk. Da die Slawen im allgemeinen nicht ausgerottet wurden, und die deutsche Wiederbesiedlung sich vielfach friedlich, ja wegen der größeren Wirtschaftserträge des von Deutschen bearbeiteten Landes nicht selten auf Wunsch slawischer Fürsten vollzog, lebten die Slawen rein rassisch auch unter deutscher Herrschaft und Kultur noch fort, so daß jetzt noch sogar in Mitteldeutschland Spuren slawischen Volkstums deutlich erkennbar sind.

Sehen wir nun im folgenden die slawische Kultur, wie sie uns besonders die Bodenfunde erkennen lassen, näher an, so werden wir verstehen, warum sie so gänzlich in der deutschen Kultur aufgehen mußte.

Die bisher bekannten Funde stammen aus Wohnanlagen und abgesonderten Friedhöfen, auf denen die Steletgräber reihenweise nebeneinander liegen. Als Totenbeigaben fanden sich Schläfenringe aus Silber und Bronze, dabei auch anderer Schmuck wie Perlen, silberne Anhänger, Finger- und Ohringe, vereinzelt Schwerter, selten jedoch Gefäße oder andere Gebrauchsgegenstände.

<sup>1)</sup> Für die freundliche Überlassung der Druckstücke sind wir der Landesanstalt für Vorgeschichte in Halle a. S. zu Dank verpflichtet. Die Abbildungen entstammen der Arbeit von Dr. Albrecht: „Die Slawen in Thüringen“, die im 12. Bd. der Jahreschrift f. d. Vor gesch. der sächs.-thür. Länder erschien (1925).

Als slawisch ist ein Grab gekennzeichnet durch darin gefundene Schläfenringe. Es sind Ringe aus Bronze, Silber oder Zinn, die zu mehreren (bis zu 8 Stück) auf ein Lederband gezogen, und an beiden Schläfen getragen wurden. Diese Ringe sind 1,5—4,5 cm groß, und an einem Ende zu einem S-förmigen Haken umgebogen. (Abb. 1.) Die Ohrringe sind immer aus Silber und ges-



Abb. 1. Slawische Finger- und Schläfenringe (gezogene mit Schlaufen), Glasperlen und Metallhaken, angeblich aus einem Grab von König, Ne. Sachsen.

wöhnlich reich verziert mit spiralförmig aufgerolltem feinem Silberdraht oder aufgezogenen Hohlkörpern aus feinem, teils mit Siligran verziertem Silberblech, und lassen auf orientalischen Ursprung schließen. An Waffen finden sich nur reine Wikingerschwerter mit der den Wikingeren eigentümlichen Knaufform. Die Wikinger benutzten und beherrschten ja auch weite slawische Länder als ihr Durchgangsgebiet für ihren Handel mit Byzanz.



Abb. 1. Slawisches Gefäß von Wormsleben (Blankenesdorfer Kreis).



Abb. 2. Slawisches Gefäß von Cröllwitz bei Hirschburg.

Byzantinische Münzfunde aus dem 9. und 10. Jahrhundert lassen uns diese Handelswege zwischen Nord und Süd klar erkennen. Die Münzen sind selten ganz erhalten, sondern meist absichtlich zerhackt (Hacksilberfunde), in Gefäßen zusammen mit anderem zerhacktem orientalischem Schmuck gefunden. Es kam also den Slawen mehr auf den Besitz des Silbers, als auf den von Münzen an. Eine eigene Münzstätte hatten die Slawen nicht. Auch die sogen. Wendenpfennige (Silbermünzen mit erhöhtem Rande), die um 1000 n. Chr. geprägt sind, stammen nicht aus slawischen, sondern aus sächsischen Prägestätten.

Die slawischen Siedlungsfunde bestehen zum größten Teil aus den Abfällen des Haushalts: Tongefäße — meist in Scherben —, Tierknochen, Spindelsteine und — wenn auch nicht sehr häufig — Gebrauchsgegenstände wie Messer, Sicheln, Schleifsteine, Handmühlen (Kornquetschen), Kämme. Gewöhnlich sind es Oberflächenfunde. Manches stammt indessen auch aus Wohns- und Herdgruben. Diese sind bis 1,50 m tief und haben einen Durchmesser bis 3 m.

Über die slawischen Wohnstätten selbst sagen sie wenig aus, denn Fundamente oder Hausgrundrisse haben sich bisher erst ganz vereinzelt feststellen lassen; so ein von Riekebusch untersuchtes frühwendisches Dorf in der Mark und ein von Schuchhardt auf der Römerschanze bei Potsdam freigelegter slawischer Hausgrundriss. Wir werden daher annehmen müssen, daß die Wohnanlagen der Slawen aus sehr vergänglichem Material bestanden. Von dem Chronisten Helmolt, der im Ausgang des 12. Jahrhunderts als Pfarrer in Bödau (am Plöner See) eine Geschichte der Slawen schrieb, hören wir denn auch, daß die Slawen sich nur Hütten aus Lehm errichteten, in denen sie im Notfalle Schutz gegen Sturm und Regen suchten.

Auch sagen uns die Siedlungsfunde nichts über die Art der Siedlungen selbst. Doch können wir aus den Friedhofsanlagen schließen, daß die Slawen nicht in Einzelsiedlungen, sondern in geschlossenen Dörfern wohnten.

Vielfach werden die als „Rundling“ bezeichneten, noch heute bestehenden Dörfer als Siedlung slawischen Ursprungs angesehen. In diesen Dörfern liegen die Gehöfte im Kreis oder Hufeisen um einen Platz, der den Dorfteich enthält. Sie finden sich hauptsächlich in den ehemals slawischen Gebieten östlich der Elbe; aber auch in Thüringen haben wir sie, wenn auch oft mit rein deutschen Namen. Da hier an eine Verdeutschung einstmals slawischer Namen nicht gedacht werden kann, nehmen Naumann und Schlüter an, daß die Deutschen diese Dorfform von den Slawen übernommen und auch Rundlinge gebaut haben, besonders im slawischen Kolonisationsgebiet. Schlüter weist zudem nach, daß der slawische Rundling sich von dem ihm außerordentlich ähnlichen germanischen „Platzdorf“ ableitet. Diese Platzdörfer haben auch nur einen Zugang und die Gehöfte gruppieren sich gleichfalls um einen Platz, doch finden sich noch Gäßchen und Winkel, die aber nicht ins Freie führen. Mielke geht noch einen Schritt weiter und kommt zu der Überzeugung, daß auch der Rundling germanischen Ursprungs sei<sup>2)</sup>.

Für uns besteht die Tatsache, daß die Slawen vornehmlich in Rundlingen wohnten, wir jedoch keineswegs in jedem Rundling eine slawische Ortsgründung zu sehen haben.

<sup>2)</sup> Zeigt in dem in diesem Heft S. 61 besprochenen Werk: Mielke, Siedlungskunde des deutschen Volkes. J. F. Lehmanns Verlag, München 1927.

Das Hauptkennzeichen einer slawischen Siedlung sind die aus grob geschlemmtem, mit vielen Quarzkörnern und Glimmerblättchen vermengtem, grauen Ton gefertigten Tongefäße. Sie sind stets ohne Henkel, manchmal auf der Drehscheibe, meistens aber aus freier Hand hergestellt. Als Hauptornament ist dicht unter dem Mündungsrand ein Wellenband (1—8 Wellenlinien) mit einem mehrzinkigen Spahn oder Ramm gezogen. (S. Abb. 2, 3.) Daneben kommen auch Punkt- und Linienornamente vor.

An Werkzeugen wurden Gegenstände aus Eisen, Knochen und Stein gefunden. Die Geräte aus Eisen sind Messer und Sicheln. Die Messer sind immer einschneidig und haben zumeist einen geraden Rücken und eine leicht gebogene Schneide auf scharf absetzender vierkantiger Griffangel, wie sie im merowingischen und karolingischen Kulturgebiet vorkommen. Die gefundenen Sicheln weisen die gleiche Form auf, wie sie die karolingischen Funde zeigen.



Abb. 4. Slawische Brochenbügler, gefunden bei Merseburg (Steinzeitfisch).



Abb. 5. Slawische Brochenbügler, gefunden bei Merseburg (Vorromanik).

Die geringe Anzahl eiserner Gegenstände aus slawischen Fundplätzen bestätigt uns zu dem Schluss, daß die Slawen in der oben begrenzten Zeit die Kunst der Eisenbearbeitung nicht kannten. Dafür sprechen auch einige Capitularien Karls des Großen, welche für den Verkauf von Waffen an die Slawen schwere Strafen enthalten. (M. G. Capitularia I, 122.)

An Geräten aus Knochen finden sich auf Siedlungsplätzen oft zugespitzte Gegenstände, die als Pfriemen benutzt wurden, auch durchbohrte feine Knochen, die vorn zugespitzt und in die Höhe gezogen sind. Sie dienten im jümpfigen Hochwassergebiet zum Überqueren der Eisflächen (als Schlittschuhe); die glatt abgelaufene untere Seite lässt es erkennen.

An Steingeräten stammen von Siedlungsplätzen Reibsteine und Reibplatten, die zum Zetzen der Getreidekörner dienten, und Viehbeschwerer zur Verankerung von Fischnetzen. Sehr zahlreich finden sich auf Siedlungsplätzen und auch in Frauengräbern Spinnwirtel aus Ton, bisweilen auch solche aus Stein.

Slawische Götterbilder aus Holz und Stein bezeugen, daß Holzschnitzerei und Steinbauerei bereits eine gewisse Ausbildung erreicht hatten. Ähnliche Figuren wie diese Götterbilder zeigt die hier (Abb. 4, 5) gezeigte Knochen-schnitzerei.

Weitere slawische Fundgegenstände sind nicht bekannt, abgesehen von den verschiedenen Arten der gefundenen Haustierknochen und Getreideföderner. Diese sind aber zum größten Teil noch nicht näher bestimmt. Ganz irreg ist die noch heute in landwirtschaftlichen Lehrbüchern aufgestellte Behauptung, daß erst durch die Slawen bestimmte Getreidearten, wie etwa der Roggen, zu den Germanen gekommen seien. Wie wissen heute auf Grund der Hunde, daß die Germanen schon in der vordänischen Eisenzeit Roggen angebaut haben. Die übrigen Hauptgetreidearten waren auf germanischem Kulturboden schon in der Steinzeit bekannt.

Vergleicht man mit den Überresten der slawischen Kultur die reichen Grab-funde der Merowingerzeit auf deutschem Boden oder die Kultur der Wikinger<sup>3)</sup>, so ist der Vorsprung der germanischen Völker unverkennbar. Es ist sehr bezeichnend, daß in Böhmen der mit Abstand reichste Grabfund slawischer Zeit (das Fürstengrab von Bolin) in der Hauptfache Einfuhrware aus Werkstätten des Karolingerreiches enthielt. Wie nachhaltig die ganze kulturelle Entwicklung der Slawengebiete des Ostens (z. B. das Städtewesen) späterhin von der deutschen Einwanderung beeinflußt wurde, braucht hier nicht weiter ausgeführt zu werden. Die Überlegenheit der deutschen Kultur, welche so manchen slawischen Fürsten dazu bestimmt hat, die Eindeutschung des Ostens zu befürden, erweist sich auch bei der Betrachtung der Slawenfunde des Mittelalters. An ihnen wird verständlich, daß das slawische Volkstum in so weiten, früher allerdings schwach bewohnten Gebieten deutscher Kultur und Sprache Raum geben mußte.

## Die mittelalterlichen Ansiedelungen fremder Kolonisten in Nordwestdeutschland (800—1600).

Von Dr. Johann Hollers zu Rostock i. Meckl.

(Schluß).

Als dritter Ansiedelungsbezirk Norddeutschlands, in dem während des Mittelalters Kolonisten von weiter eingezogen sind, bleiben nur noch die Nordsseemarschen übrig. Ihre grundständige Bevölkerung ist im Westen von der Ems bis zu den Wesermarschen einschließlich friesisch, zu beiden Seiten der Elbe und im Dithmarschen<sup>116)</sup> niedersächsisch, nördlich der Eider wiederum friesisch bis zur Widau bei Tondern. Allerdings ist die Bevölkerung

<sup>3)</sup> Eine Auswahl prächtiger Stücke bringt Hr. Behn, Altgermanische Kunst, J. S. Lehmanns Verlag, München 1927. (Preis M. 5.50.) Eine Besprechung des Buches erfolgte im Volk und Rasse 1927, S. 246. — Vgl. auch Wolfgang La Baume, Die Wikinger in Ostdeutschland. Volk und Rasse 1928, S. 20 ff., 91 ff. (mit 1 Taf. u. 10 Abb.).

<sup>116)</sup> R. Hansen, Zeitschr. der Ges. f. Schleswig-Holstein-Lauenburg. Gesch. Bd. 27 S. 204 ff., Bd. 25 S. 180.

Nordfrieslands nach Herkunft und Sprache keineswegs einheitlich. Die friesischen Bezirke des Schleswigschen Festlandes und die Marschinseln haben erst zur Zeit der Karolinger vor der Mitte des 9. Jahrh., ihre friesische Bevölkerung von der Südküste der Nordsee erhalten<sup>117)</sup>. Sehr viel länger sitzt die gewöhnlich auch als Friesen bezeichnete Bevölkerung der drei Geestinseln Sylt, Amrum und Föhr in ihrer Heimat. Auf Grund ihrer sprachlichen Eigenart, die z. B. die Verständigung mit den festländischen und Marschinsel-Friesen unmöglich erscheinen lässt, hat man die Bewohner der Geestinseln für Westsachsen, also den zurückgebliebenen Teil der nach England hinübergefahrenen Sachsen erklärt. Neuerdings scheint diese Meinung ins Wanken zu geraten. Wenigstens erklärte Geheimrat Bremer-Halle sich in einem Vortrage, den er am 8. August 1925 auf der Zusammenkunft von Freunden friesischer Geschichte und Sprachforschung in Jever hielt, für die Auffassung, daß gerade die Geestinsel-Friesen Reste der Urfriesen seien, von denen die Besiedlung der ursprünglich keltischen Südküste der Nordsee ausgegangen sei. Die wiederum von hier aus gegangene Besiedlung der Marschen Nordfrieslands im 9. Jahrh. wäre danach gewissermaßen eine Rückwanderung in die friesische Urheimat gewesen.

Um die Siedlungsgeschichte des Marschengürtels zu verstehen, muß man von einer geographischen Grundtatsache ausgehen, die auf den gewöhnlichen Karten wenig hervortritt, aber von größter geschichtlicher Bedeutung geworden ist. Unsere Nördseemarschen haben keine völlig gleiche Höhenlage. Sie weisen vielmehr eine ganz allmähliche, bei der geringen Höhe über dem Meeresspiegel jedoch höchst bedeutsame Abdachung auf. Und zwar liegt der höhere Rand der Marsch nicht etwa auf der Binnenseite, wo die Marsch an die diluviale Geest stößt, sondern umgekehrt. Da die See oder der Strom die mitgeführten Siltstoffe ihrer größten Menge nach auf dem zuerst überfluteten Außenrande des Festlandes ablagert, so bildet ganz allgemein gerade der Außenrand den höchstgelegenen und deshalb für menschliche Ansiedlung am besten geeigneten Teil der Marsch, während der Innenaufstand vor dem Hause der Geest Niederungsmoore oder ammooriges, d. h. mit dünner Marscherde schicht überlagertes Land, die sog. Wolden, auch Wisch-, Mehde- oder Moorland genannt, bildet. Diese versumpften Mulden haben die mittelalterlichen Bauerrepubliken der Marschen vor dem Angriff der Ritterberre geschützt. „Von der Marsch war die Geest in den meisten Gegenden geschieden durch Sumpfe, die erst durch einbrechende Fluten zu Marschland geworden sind. Die Marsch öffnete sich nach der See hin. Zur See sind die Friesen nach Nordfriesland ausgewandert. Zur See kamen die Franken, kamen die Normannen, um die reichen Marschen zu erobern oder zu brandschatzen. So könnten auch die ersten Ansiedler ebenjogus zur See gekommen sein, wie über die Sumpfniederungen, die Marsch und Geest willkamer als eine chinesische Mauer voneinander schieden<sup>118)</sup>.“ So waren die hohen Außenränder der Fluss- und Seemarschen frühzeitig von Friesen und Sachsen besetzt, dem Mittelalter aber blieb die Aufgabe vorbehalten, die niedrigeren Innenaufstände der Kultur zu erschließen. Das Vorrücken der Siedlung vom Außenrande nach dem Binnenlande zu spiegelt sich in den Siedlungsformen. Auf den hohen Außenrändern trieb man Sommergetreidebau ohne Deichschutz auf den heute sog.

<sup>117)</sup> O. Lehmann, Die Bevölkerung Nordfrieslands, „Volk und Rasse“, Heft 1, Februarheft 1920 und A. Sach, Das Herzogtum Schleswig in seiner ethnographischen und nationalen Entwicklung, Halle 1896—1907, II. Abt. S. 103.

<sup>118)</sup> C. Woebcken, Deiche u. Sturmfluten, Bremen 1924, S. 17.

Olläckern oder Gisten, die die bezeichnende Gemengelage der deutschen Gewann-dörfer aufweisen. Die Dörfer lagen und liegen noch heute — soweit nicht die Bauernhöfe nach der Verkoppelung seit dem 10. Jahrh. in die flache Marsch verlegt sind und dadurch heute das Einzelhofsysteem gesiegt hat — auf den Wurten oder Warten, künstlichen Erdhügeln als wohl ausgebildete Rundlinge, wie namentlich nördlich Emden. Seitdem etwa um die Zeit zwischen 1000 und 1100 der „Goldene Ring“ der Deiche geschaffen wird, entstehen landeinwärts die im Mittelalter „modernen“ Reihendorfer oder Marschhufenndörfer, bis diese Siedlungsformen den inneren Höhenrand der versumpften Mulden erklimmen und von hier aus ihre langen Streifenhufen in die niedrige Moormarsch hinabstrecken. „Die zeitliche Reihenfolge der friesischen Siedlungen ist, abgesehen von den uraltcn, aber spätlichen Haufendorfern der Geest 1. Marsddörfer in der Marsch, 2. Reihendorfer in der Marsch oder Einzelhöfe, 3. Reihendorfer auf der Geest oder auf dem Hochmoor“ (C. Woebken a. a. O. S. 129<sup>119</sup>).

Durch diese Erwägungen gewinnen wir Klarheit über den Rahmen, in dem sich die Tätigkeit der niederländischen Kolonisten in der Marsch im Mittelalter abspielt. Die höheren Marschbezirke waren längst in sächsischen oder friesischen Händen. Es handelte sich um die ganz besonders schwierig zu entwässernden Moormarschbezirke. Die Tätigkeit der Niederländer auf diesem Gebiete wird uns zuerst sichtbar durch die berühmte, unschätzbare Urkunde von 1100, die für die Geschichtsforschung die große kolonialistische Arbeit des deutschen Mittelalters überhaupt einleitet (Röschke a. a. O. S. 1). Vor dem Erzbischof Friedrich von Hamburg erscheint, ganz ähnlich wie um dieselbe Zeit vor Udo von Hildesheim (s. Irg. 1927, S. 185), eine große Anzahl Niederländer: an der Spitze der Pfarrer Heinrich, daneben unterzeichneten „esteri laici Helikinus, Arnoldus, Hiko, Fordolt, Referic“. Als „quidam eis Rhenum commanentes, qui dieuntur Hollandi“ werden sie in der Urkunde bezeichnet und ihre geistlichen Angelegenheiten sollen sie nach der Ordnung der Kirche zu Utrecht regeln. Die Errichtung mehrerer Kirchspiele, wo es den Ansiedlern angemessen erscheinen werde, ist vorgesehen. Die weltliche Niedergerichtsbarkeit sollen die neu zu gründenden Kolonien selber handhaben dürfen, dafür aber alljährlich an den Erzbischof 2 Mark von jedem Hundert Hufen zahlen. Also ein ganz großzügiger, weitausschauender Kolonisationsplan, und dieser Eindruck verstärkt sich noch durch die Tatsache, daß in der Urkunde kein bestimmtes, fest abgegrenztes Gebiet den Holländern übergeben wird. Nur ganz im allgemeinen wird gesagt, die Holländer hätten den Erzbischof gebeten, „quatenus terram in episcopatu nostro sitam haec tenus incultam paludosamque, nostris indigenis superfluum eis ad excendum concederemus“. Desto genauer sind Hufenmaß, Rechtsverhältnisse und Lasten der Ansiedler geregelt. Das ganze erscheint als eine Art Rahmenvertrag. Welches Gebiet ist nun tatsächlich auf Grund dieses Vertrages besiedelt worden? Und weiter: Daß die genannten Unterzeichner, mit denen der Bischof so auf der Grundlage gemeinsamen wirtschaftlichen Vorteils und ge-

<sup>119</sup>) Vgl. außer Woebken die eingehende, ganz entsprechende Darstellung der Besiedlung von Dithmarschen bei Max Seiring, Erbrecht und Agrarverfassung in Schleswig-Holstein, 1908, S. 288—294 und die österr. Entwicklung bei L. Swart, Zur friesischen Agrargeschichte (Schmoller's Staats- und sozialwissenschaftl. Forschungen, Bd. 145), 1910, S. 165—171.

schäftlicher Gleichstellung abschließt, nur die Siedlungsunternehmer sind, unterliegt keinem Zweifel<sup>120)</sup>. Woher kamen nun die eigentlichen Siedler?

Beide Fragen lassen sich aus den Urkunden allein nicht befriedigend beantworten, obgleich wir über die seit 1100 seitens des Erzbistums Bremen entfaltete intensive Kolonisationstätigkeit verhältnismäßig reichhaltiges Urkundenmaterial besitzen<sup>121)</sup>. Aber namentlich über die Herkunft der Ansiedler erfahren wir unmittelbar nichts. Die uns genannten Unternehmer Johannes und Simon, Bovo, Heinrich und Hermann geben keinen Anhalt durch ihre Namen, und jener Heinrich von Mackenstedt (südwestlich Bremen), dem 1171 das Bruchland zwischen Brinkum, Mackenstedt und Huchting übertragen wird, war ein Lehnsmann des Erzbischofs. Dass Heinrich der Löwe und der Bischof diesem Manne das erwähnte Gebiet übertragen sibi et suis heredibus iure Hollandico possidentam beweist jedenfalls, dass „holländisches Recht“ damals schon nicht mehr an holländische Nationalität gebunden, sondern allgemeines Kolonistenrecht geworden war. Wichtiger als die auch sonst in den Urkunden vorkommende Bestimmung „iure Hollandico“ oder „Hollandico“ ist vielleicht der Gebrauch holländischer Fachausdrücke, wie die Abgabe der 11. Garbe, quem Hollandenses lingua sua vinnen vocant, und der Satz in der Urkunde von 1181: „Weteringe autem deducetur, quo eis, qui swaren en dicuntur, placuerit et judici.“ Das Wort Weteringe (wetering) ist sowohl in Flandern<sup>122)</sup> wie in Holland die Bezeichnung für den künstlich gegrabenen Wasserzug, ebenso in den holländisch besiedelten Elbmarschen<sup>123)</sup> und als „Wässerung“ in der Altmarkter Wische verbreitet. Das Wort muss also mit den Fortschritten der Entwässerungstechnik zusammen sich von Holland aus verbreitet haben, wie auch das Wort „Sietwende“, das diejenigen Deiche bezeichnet, die nicht gegen den Frontangriff der See oder des Stromes errichtet sind, sondern die Slanken des beledichten Landes gegen die von hintenherum, insbesondere von der Geest und dem Hochmoor einbrechenden Gewässer schützen sollen. Gerade diesem Ausdruck „Sietwende“, der solche Slankendämme in Holland wie in den holsteinischen Elbmarschen bezeichnet, mag noch Detleffsen große Beweiskraft für die holländische Einwanderung bei<sup>124)</sup>. Er kommt auch in den niederländischen Siedlungen der Goldenen Aue im früheren Sumpfgebiete der Helme vor. Bei Oberroßlingen südlich Sangerhausen heißen die rechtwinklig auf den Flusslauf stoßenden Querdeiche „Lorenzieter Seitwand“ und „Mönche-Seitwand“<sup>125)</sup>. Dass aber gerade dieser Kunstausdruck der Wasserbautechnik sich über das holländische Siedlungsgebiet hinaus verbreitet hat, beweist die Tatsache, dass in dem niemals von holländischer Einwanderung berührten Jeverlande, meine Heimat, der Ortsname „Sietwendung“ sich weiterer Verbreitung erfreut und wenigstens eine solche Sietwendung als Wasserscheide noch heute instand gehalten wird. Auf den Ausdruck „Brinkresitwendinge“ in einer Urkunde von 1203 (Koegschke S. 5) bezüglich auf die Gegend südlich Bremen, wird man sich also für die

<sup>120)</sup> Richard Schröder a. a. O. S. 7.

<sup>121)</sup> Koegschke a. a. O. S. 1–6, i. G. sieben Urkunden.

<sup>122)</sup> Blanchard, La Flandre, Lille 1906, S. 270 ff.

<sup>123)</sup> Detleffsen, Geschichte der holsteinischen Elbmarschen, Glückstadt 1891, I. Bd. S. 91 ff.

<sup>124)</sup> Detleffsen a. a. O. S. 91: „Wir werden die Kirchspiele, in denen er wiederlebt, also mit Wahrscheinlichkeit für holländische Anlagen erklären dürfen.“

<sup>125)</sup> Richard Sebicht, in der Zeitschr. des Harzvereins, Bd. 21 (1888) S. 63 (vgl. Kartenskizze).

holländische Einwanderung nicht sehr stützen können. Ähnlich steht es mit der Bezeichnung „*Gebeten*“ für ein Reststück Ackerland von einer für den Ackerbau ungünstigen spitzwinkligen Form. Dethleffsen ist allerdings vorsichtiger in seiner Deutung: „Auch diese Bezeichnung findet sich in Holland wieder, jedoch ebenfalls in weiten Teilen Deutschlands.“ (I, 95.) In der Tat ist auch dies ein nicht lokalisierbarer technischer Ausdruck. Allerdings kommt gerade in der Altmarkter Wiese Altengrabe bei Geestgottberg und Gebthof bei Seehausen vor, aber ich fand die Bezeichnung auch auf lauenburgischen Flurkarten, und als Ortsnamen tritt Gebten in Mecklenburg-Strelitz, Brandenburg, Thüringen, selbst Baden und Württemberg auf.<sup>126)</sup>

Unter keinen Umständen beweisen die Urkunden, daß mehr als die Leiter der Kolonisation und des Entwässerungsarbeites Niedländer gewesen seien. Viel eher kann man aus den Urkunden überwiegenden Zugang aus der näheren Umgebung Bremens herauslesen, denn 1142 hält Erzbischof Adalbero ausführliche Bestimmungen für nötig, um zu verhindern, daß nach dem erblosen Tode eines in das Siedlungsgebiet eingewanderten Leibeigenen etwa dessen Herr die Hand auf das hinterlassene Gut lege. Der Wortlaut der Urkunden und die Kenntnis des Geländes führen gleichmäßig zu der Überzeugung, daß es sich bei der Kolonisationsstätigkeit der Bremer Erzbischöfe um die niedrigen, damals sicher versumpften Gegendn des heutigen Bremer Staatsgebietes und des angrenzenden ebenfalls außerordentlich tief liegenden Stedinger Landes gehandelt hat, dessen Entwässerung auch heute noch mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Gerade diese Bezirke werden, wie schon ein Blick auf die Karte lehrt, denn auch von der uns wohlvertrauten, für späte mittelalterliche Besiedelung bezeichnenden Siedlungsform der Neibendorfer mit den langen parallelen Streifen der Marschbusen eingenommen. Es herrscht aber hier überall das niedersächsische Bauernhaus in seiner echten Form, und es ist bisher nicht gelungen, irgendwelche niederländische Lüsse in der Wohnbauweise nachzuweisen. Schmerzlich vermissen wir auch hier die Ausschlüsse der Dialektgeographie. Vorläufig spricht alles für die Vermutung, daß die große Mehrzahl der eigentlichen Siedler — wie bei den heutigen Moorkolonien — aus der niedersächsischen Umgegend stammte, und es spricht auch viel eher für als gegen diese Vermutung, wenn einzelne Ortsnamen vielleicht auf holländische Besiedlung von größerer Stärke hinweisen. In einem gänzlich von Holländern als Siedlern besetzten Gebiet hätte es keinerlei Sinn, ein einzelnes Dorf als Hollenderkerke (1277 als Name des heutigen Kirchdorfs Holle am Südufer der Hunte belegt, 1420 heißt dasselbe Dorf Holnerdorp) zu bezeichnen. Es ist nicht ohne Interesse, daß in Holle das 1245 nachweisbare Adelsgeschlecht der Vrisones (de Vresen) saß, bei dem der seltene Vorname Elerus vorkommt. Dieser Vorname erscheint wieder bei den oldenburgischen Ministerialengeschlecht der Hollandere (1253). Sello<sup>127)</sup>, dem ich diese Tatsache entnehme, weist noch darauf hin, daß die Hollandere das seltene Wappenbild eines Panthers mit den beiden Ministerialenfamilien des Namens Wale zu Altenhuntdorf (Niederstedingen) und zu Butteln bei Neuhundorf (Oberstedingen) gemeinsam haben. Sollten wir es hier mit den alten Unternehmerfamilien zu tun haben? Das Dorf Holle, 1277 Hollenderkerke,

<sup>126)</sup> Mens, Deutsche Ortsnamenkunde S. 22.

<sup>127)</sup> Sello, Die territoriale Entwicklung des Hzm. Oldenburg. Stud. u. Vorarbeiten 3. hist. Atlas Niedersachsens, 3. Heft, Göttingen 1917, S. 99—101.

heigt daneben fast gleichzeitig Arnemerehorp (so 1278)<sup>128)</sup>. Deutet das auf holländisch Arnhem am Rhein? Dass schon vor der systematischen Besiedelung Steddingen kein menschenleeres Land war, beweist der Satz der Rasteder Chronik: „omnes villaे eorum prope paludem nunc (d. h. nach 1234) positas apud aggerem, tunc (vor Beginn der Stedinger Unruhen) in modum oppidorum constructas fuerant.“ „Die ältesten Siedlungen, vor Beginn der planmäßigen Kolonisation, waren Haufendorfer, die natürlich auch nachher fortbestanden und zur Blütezeit der Stedinger Selbständigkeit, durch Zuzug von außen anwachsend, städtischen Charakter gewannen, wie ihn z. B. Berne noch heute zeigt. Bei der Kolonisation wurden die Landbebauet längs der vorhandenen und weiter ausgebauten Deiche (Weserdeich, beiderseitiger Oltendeich) angesiedelt, indem das ihnen zugewiesene Land in quer zu diesen Deichen laufende Streifen zerteilt wurde, wie noch heute die Karte zeigt.“<sup>129)</sup> Wirklich sicher ist also nur, dass diese Kolonisation von Niederländern geleitet wurde — möglich, vielleicht wahrscheinlich, dass Holler auch holländische Bauern aufnahm. Unmittelbar vor den Toren Bremens im Osten liegt das Hollerland, das 1188 als Hollandia bezeichnet wird. Man vermutet daher, dass es zu den Bezieken gehöre, deren Besiedelung auf Grund der Urkunden von 1100 in Angriff genommen wurde. Dazu stimmt die Bezeichnung des ostwärts begrenzenden Wümme-Deiches als Hollerdeich und eine von Ed. O. Schulze<sup>130)</sup> angeführte Stelle des Stader Kopiats, wonach in denjenigen Kirchspielen, wo Holländer wohnen (ubicunque morantur Hollandini) nur einmal jährlich Sendgericht gehalten wird, und zwar in Overenigenlande, Brynchem, Horst, Oszta, Bulckow, Ledenberghe, Oppele, Oderquat. Davon liegt Oberneuland im Hollerland, Brinkum, bei dem Friedrich v. Mackenstedt 1171 die Kolonisation eines Stückes Bruchland übernimmt, südlich der Stadt Bremen, Horst ist nicht sicher bestimmbar. Ist es Wasserhorst<sup>131)</sup> an der Wümme nördlich Bremen oder, wie E. O. Schulze will, Horst an der Oste? Osten, Bülkau, Ledenberge, Oppeln und Oderquat liegen sämtlich um Neuhaus an der Oste im niedrigen Binnenmarschland (Sieland) von Hadeln und Rehdingen. In den hochgelegenen eigentlichen Seemarschen fehlen Holländerspuren fast völlig. Unbedeutend sind auch die von E. O. Schulze nachgewiesenen Spuren in den Wesermarschen außerhalb des Bremer Stadtgebietes und Steddingens links der Weser. Nur in der Marsch von Osterstade gegenüber dem oldenburgischen Brake erscheint neben den wenig beweisenden Holländerhufen und dem Holländerzehnt das Geschlecht der Hollinge zu Uthlede (1593). Dazu bringt E. O. Schulze noch eine ziemlich unklare Notiz einer handschriftlichen Chronik bei, die 1428 von Unruhen bei Bremen erzählt, die dadurch entstanden waren, „dat de Holler doht geschlagen was in Osterstade“. Das ist alles.

In die Marschen des linken Elbufers weist schon das erwähnte Stader Kopiat und die Bezugnahme des Erzbischofs Hartwig von Bremen in einer Urkunde von 1149 auf das Recht der Holländer bei Stadt (qualem Hollandensis populus circa Stadium habere consuevit). In den Elbmarschen muss also

<sup>128)</sup> Sello a. a. O. S. 54.

<sup>129)</sup> Sello a. a. O. S. 100.

<sup>130)</sup> Ed. O. Schulze, Niederländische Siedlungen in den Marschen an der unteren Weser und Elbe im 12. und 13. Jh. (Zeitschr. d. hist. Vereins f. Niedersachsen 1889) S. 21.

<sup>131)</sup> Wasserhorst liegt im Blockland. Der Name „Blockland“ ist im holländischen Rheinmündungsgebiet nicht selten: Hoog Blockland und Laag Blockland (s. Jg. 1927 S. 104 über „laag“) bei Gorinchem und Blockland bei IJsselstein südwestlich Utrecht.

ziemlich frühzeitig eine wirklich bäuerliche Einwanderung von beträchtlichem Umfang aus den Niederlanden stattgefunden haben. In Hadeln müssen noch engernsche, also südniedersächsische Kolonisten dazugekommen sein. E. O. Schulze führt eine Verordnung für Hadeln an, vom Jahre 1450, wonach für die Edelleute sächsisches Recht, für die anderen Einwohner im Erbsachen engernsches und hollernsches Recht gelten sollte, wie es althergebracht sei. Die Rechtsabweichungen waren so bedeutend, daß Eike v. Repgow die Hadeler neben den Holsteinern und Stormarn ihres eigenartigen Rechtes und Geweddes wegen besonders hervorhebt. Das spricht für die Stärke des fremden Einschlages. Den Hauptteil des schon genannten Kirchspiels Oederquart bei Freiburg im Lande Rehdingen bildet die schier endlose Gehöftreihe des Hollerdeiches, von dem die langen Streifenhusen annähernd rechtwinklig weg nach der Landseite auf das Oederquart Moor zu laufen. Der Hollerdeich läuft dem jetzigen Elbdeich annähernd parallel. In den vor dem Hollerdeich nach der Wasserseite zu liegenden alten Ortschaften Freiburg und Krummendeich wird nach E. O. Schulze das Deichgericht ausdrücklich als ein sächsisches bezeichnet. Also auch hier war der hohe Außentand der Marsch schon früh durch Sachsen, der niedere Innentand spät durch Niederländer besiedelt<sup>132)</sup>. Lassen sich im südöstlichen, oberen oder Bützlether Teil von Rehdingen holländische Siedlungen nicht nachweisen, so häufen sich um so mehr die Spuren der Niederländer elbaufwärts von Stade im sog. Alten Land<sup>133)</sup>, dessen volkstümlicher Name Oland nicht sicher gedeutet ist. Aber gleich östlich von Stade liegt das Kirchdorf Hollern, ein langgestrecktes Marschhusendorf, dessen längster mittlerer Teil noch den besonderen Namen Hollernstraße führt. Manche Ortsnamen des Alten Landes wie Tinycop, Francop, Ladecop, auch Mojenhöfen deuten auf niederländischen Ursprung. Auch im inneren Teil von Hadeln findet sich bei Leda ein Friesenhöfen, etwas entfernter Hetingskop, nach Westen hin Lüderskop und ein zweites Friesenhöfen. Warum freilich die Namen auf -kop, die wir noch in den holländisch durchsetzten rechtselbischen Marschen wiederfinden werden (Elskopp und Grevenkopp, echte Marschhusendorfer bei Kremppe, Roskopp und Dodenkopp nördlich Wewelsfleth) von Lappenberg als friesisch bezeichnet werden, ist nicht einzusehen. Mit Recht erblickt Detleffsen<sup>134)</sup>, der die rechtselbischen und holländischen Namen auf -kop zusammenstellt, gerade in ihnen ein ziemlich sicheres Beweisstück holländischer Einwanderung. Auch der älteste Name des heutigen Kirchspiels Hollern, Thitgeriskoph, in einer Urkunde von 1143, als die bezeichnete Ortslichkeit noch ein erst teilweise kultiviertes Bruchsland war<sup>135)</sup>, gehörte sicher hither. Auch das Alte Land gehörte zu den besonders niedrigen Marschen, die den Hauptgegenstand niederländischer Kolonisation bildeten. Nach R. Linde würde ohne den Deich die gewöhnliche Flut auf Tischhöhe in die Bauernstuben steigen. Auch hier saßen niedersächsische Siedler zu frühst auf Wurtsiedlungen am hohen Elbufer, bis sie allmählich mit den niederländischen Deichbauern verschmolzen, zumal da der Elbdeich mehrfach zurückverlegt werden mußte. E. O. Schulze führt eine Verfügung des Bremischen Erzbischofs, der Landesherr des Alten Landes war, aus dem 16. Jhdh. an,

132) R. Linde, Die Niederselbe, Bielefeld und Leipzig 1921, S. 34.

133) R. Linde a. a. O. S. 136—144.

134) D. Detleffsen, Gesch. d. holstein. Elbmarschen, I. Bd. Glückstadt 1891, S. 501—502.

135) E. O. Schulze a. a. O. S. 59.

worin der Erzbischof die Verschiedenheit der Geldbußen (Bröte) zwischen sächsischem und holländischem Recht beseitigen will. Der sächsische Weg längs der Feldmark von Hollern und der sächsische Siel im Kitchspiel Grünendieck bestätigen die doppelte Herkunft der Bewohner. Für ein Überwiegen der Niederländer spricht es, daß das Marschtor von Buxtehude Valva Hollandorum hieß, dagegen aber, daß im Hausbau des Alten Landes der niedersächsische Einfluss durchaus vorherrscht. Die bekannten prachtvoll gemusterten Straßengiebel der Altländer Häuser haben ebensowenig mit Holland zu tun wie die durch die Slur anlage erzwungene „Umkehrung“ der Häuser, deren große Einfahrtstür sich nicht mehr zur Dorfstraße, sondern entgegengesetzt zum bewirtschafteten Lande wendet. Auch die viel berusste Giebelzierde der Schwanenhäuse statt der Pferdeköpfe am Firstende ist nicht holländisch oder flämisch, wie Allmers meinte, sondern wahrscheinlich nur aus stilisierten Pferdeköpfen entstanden, ein Zümmermanns-Paradestück<sup>126)</sup>. Wie weit Sprache und Charakter vom holländischen Einschlag beeinflußt sind, bedarf noch der Untersuchung. Tade und Lehmann<sup>127)</sup> möchten „die kaum zu übertreffende Sauberkeit innen und außen, die für die Marsch ganz unerhöhte Sparsamkeit und Knickeigkeit“ für „Reste der holländischen Erbschaft“ erklären. Bei der Sauberkeit ist das jedenfalls nicht überzeugend, die ist in allen Marschen, z. B. in Ostfriesland und Jeverland, ebenso zu Hause und wahrscheinlich durch den Marschboden den Bewohnern anerzogen. Und ob die Altländer Geschäftstüchtigkeit alt oder nur ein Erzeugnis der Nähe Hamburgs ist?

Für die Elbinseln ist keine Besiedelung durch fremde Kolonisten erweisbar, insbesondere auch nicht für die Vierlande oberhalb Hamburgs. Sinder<sup>128)</sup> kommt — wie übrigens schon vor 100 Jahren A. v. Wersebe — zu dem Ergebnis: „Ist demnach eine Besiedelung der vier Kirchspiele durch Zuzüger landfremden Stammes nicht anzunehmen, so ergeben sich andere wichtige Merkmale sprachlicher, siedlungsgeschichtlicher, baugeschichtlicher und allgemein volkskundlicher Art, die die Vierländer als Nachkommen niedersächsischer Besiedler erscheinen lassen“ (I. Bd. S. 15). Es ist also zweifellos sehr übertrieben, wenn R. Linde (a. a. O. S. 54) Niederländer „auf den Elbinseln, auf Sinkenwerder, bei Harburg, Friesenwerder und in der Artlenburger Marsch“ finden will. Slurunterteilung und Rechtsformen allein beweisen hier nichts. Kurz und treffend sagt die „Chronik der nordelbischen Sachsen“: „De van buten quemen, den wart gegeven dat Hollernsche Recht.“ Holländisches Recht war Kolonistenteute.

In dem linkselbischen Marsch- und Bruchlande oberhalb Hamburgs bis nach Bleckede sind sichere Spuren anderer als niedersächsischer Ansiedler nicht auffindbar. Pastor Meyer, St. Dionys<sup>129)</sup> tritt auf Grund der Orts- und Personennamen für die Besiedelung der Winsener, Artlenburger und Bleckeder Marsch mit Holsteinischen Sachsen ein und glaubt für die beiden ersten Marschen noch genauer Dithmarschen als Heimat der Einwanderer

<sup>126)</sup> H. Allmers, Marschenbuch, Oldenburg, 5. Aufl. S. 376/7; über das Altländer Bauernhaus bringt viel Stoff, u. a. Zeichnungen: Lindner, Das niedersächsische Bauernhaus, Hannover 1912, S. 177/188.

<sup>127)</sup> Bruno Tade u. Bernhard Lehmann: Die Nordseemarschen (Monoge. 3. Erdkunde), Bielefeld 1924, S. 120.

<sup>128)</sup> Ernst Sinder, Die Vierlande, 2 Bände, Hamburg 1922, Veröffentl. d. Vereins für Hamb. Gesch. III. Bd.

<sup>129)</sup> Meyer, Das Winsener Schatzregister, 1891, S. 173—185.

ansprechen zu dürfen. Dafür spräche noch der Umstand, daß eben zur Zeit des Beginnes der Urbarmachung auf der Ettheneburg bis 1164 der Graf Reinold von Dithmarschen saß.

Nun bleiben noch die holländischen Elemente in den rechtselbischen Marschen zu erörtern. Über sie sind wir namentlich durch Detleffsen gut unterrichtet. Grundsätzlich liegen die Verhältnisse nicht anders als links der Elbe. „Besonders für die erste Besiedelung der Marsch war es maßgebend, daß das Uferland der Flüsse durchweg am höchsten ist.“ (Detleffsen a. a. O. I, 30.) Teilweise hat der Strom diesen höheren Rand in späterer Zeit zerstört. An den Rändern der Elbe und der Stör lagen die vor der holländischen Einwanderung nachweisbaren, also altsächsischen Orte Beidenfleth, Heiligenstedten an der Stör, Asfleth am Elbende südlich Glückstadt, Ichhorst, Bischofhorst und Hohenhorst am Elbende der Haseldorfser Marsch südwestlich Uetersen. Davon sind Asfleth, Ichhorst und Bischofhorst untergegangen. Urkunden über die Besiedelung der Wilster-, Krempers- und Haseldorfser Marsch durch Holländer haben wir nicht. Das Flusssystem der langen, schmalen, durch parallele gerade Gräben geteilten und fast nur von gradlinigen Wetterungen durchzogenen Marschhusen beherrscht den südlichen Teil der Wilstermarsch, die ganze Krempers sowie die Haseldorfser Marsch, ohne die eingeschlossenen altsächsischen Ansiedlungen. Hauptaufgabe der Niederländer war die Sicherung des Innenkirchspiels, von denen Wilster selbst 1164 genannt wird, gegen den Zufluss des Moorwassers aus dem Binnenlande. Für die nach Detleffsen „dunkle und schwierige“ Holländerfrage ist man also vor allem auf die Ortsnamen angewiesen (siehe oben S. 51 über die Namen auf -op, S. 31 über die „Sietwendungen“). Holländisches Recht ist auch in die alten Kirchspiele vielfach eingedrungen, so in Beidenfleth und Heiligenstedten. Jedoch wird die Ortschaft Sachsenbande am nördlichen Binnenrande des Kirchspiels Wilster 1227 als „in iure Saxonum“ belegen bezeichnet. Hier herrscht keine strenge Marschhusenflur, sondern die mehr quadratische Grundstücksteilung nach Art der in Dithmarschen sog. „Krüge“. Am geringsten scheint der holländische Einschlag im äußersten Süden, der Haseldorfser Marsch, zu sein. Ein sehr gewichtiges Wort spricht namentlich für die Wilstermarsch die Hausgeographie, die Wilhelm Pehsler untersucht hat<sup>139)</sup>. Es hat sich hier eine merkwürdige Durchmischung des rein friesischen „Barghus“ und des rein niedersächsischen „Husmannshus“ herausgestellt, und bei beiden Typen findet sich jene Erweiterung des Wohnnteils durch einen oder zwei Querflügel zur T-Form des Grundrisses, die Pehsler am altsächsischen Hause des Niederheins festgestellt hat<sup>140)</sup>. Das würde also zur Einwanderung der Holländer stimmen und deren Heimat an den Niederhein verlegen. Jedoch kann die T-Form auch mit dem friesischen Typus eingewandert sein, denn das Friesenhaus hat von der Zuiderspie bis zur Jade gerne solche rechtwinklig angelegte Wohnflügel (im Jeverlande „Krügelwark“). Die ganze Mischung der Typen in der Wilstermarsch ist sicherlich ethnologisch begründet. Die wirtschaftliche Begründung, die Pehsler anführt und der er beizustimmen scheint, — das Barghus finde sich auf Grashöfen, das Husmannshus<sup>141)</sup> bei Pflughöfen — scheitert

139) W. Pehsler, Hausgeographie d. Wilster Marsch, Stuttgart 1918.

140) Archiv f. Anthropologie II. S. Bd. VIII, 1909, Karte zu Pehsler „Die Abarten des altsächsischen Bauernhauses“.

141) Der Name „Husmannshus“ kommt schwerlich, wie Pehsler sich hat sagen lassen, von einem Personennamen, sondern von der Bezeichnung der Hofbesitzer — „Hus-

an der Tatsache, daß das Sachsenhaus im vorwiegend Weidewirtschaft treibenden Butjadingen vorkommt, das Friesenhaus aber das seit alters vorwiegend gepflügte Jeverland einschließlich der gänzlich auf Ackerwirtschaft eingestellten umfangreichen neuen Grodenbezirke beherrscht und neuerdings sogar das Sachsenhaus auf den reinen Pfuglhöfen der oldenburgischen Geest verdrängt. Nach der Karte der Wilstermarsch bei Pessler hat der oben als sächsisch ange- sprachene Teil des Kirchspiels Wilster (um Sachsenbande) so gut wie ausschließlich Sachsenhäuser.

Für die Wilstermarsch hat Wilhelm Jensen<sup>141a)</sup> in Anlehnung an Dethessen und Pessler es wahrscheinlich gemacht, daß die Holländersiedlung um 1174 südlich Wilster auf Hochfelder Gebiet begonnen und sich dann bis zum 16. Jahrhundert südwärts über Rothenmeer, Dodenkopp, Rostkopp, westwärts über Dweerfeld, Schotten, Österkünge bis Nordbüttel im Kirchspiel St. Margarethen, endlich über Büttler Altenloog und Gr. Arentsee am Elbufer sowie Gr. Kampen an der Stör ausgedehnt habe.

Vom agrargeschichtlichen Standpunkt aus sucht Thies Hinrich Engelbrecht der hier zur Erdterierung stehenden Frage zu Leibe zu rücken. „Keine Überlieferung sagt uns, aus welchem Teil der Niederlande die Kolonisten zu uns kamen. Aber wir finden dieselben langgestreckten ‚Marschhausen‘ mit den zahllosen Gräben, welche für die holländischen Siedlungen an beiden Seiten der Unterelbe bezeichnend sind, wieder in einem ganz bestimmten Teil der Niederlande und zwar östlich von Rotterdam in den Marschen der Provinz Südholland. Die Seemarschen, wie sich mir bei einem sorgfältigen Vergleich sämtlicher holländischen Generalstabskarten ergab, zeigen eine ganz andere Einteilung der Feldmarken; nur diese Flussmarsch kann als Heimat der Kolonisten in Betracht kommen. Die Ortsnamen weisen insbesondere auf die Krimperwaard zwischen IJssel und Lek mit den nahe beieinander liegenden Orten Krimpen aan den IJssel und Krimpen aan de Lek; dazu Namen auf ‚-klopp‘ und ‚-broek‘<sup>142)</sup>.“ Das ist freilich nicht unbedingt schlüssig, weil wir dieselbe Einteilung der Feldmark in lange Hufestreifen in Flandern nordöstlich des Kanals Brügge-Gent ganz allgemein verbreitet finden, und zwar, wie die von Raoul Blanchard<sup>143)</sup> veröffentlichten Sluckarten von Kreikenstraat zwischen Brügge und Gent wie auch von Doortezelle nordwestlich Gent zeigen, in ebenso schmale, geradlinig und rechtwinklig begrenzte Stücke wie in den Elbmarschen. Jedoch glaube ich, daß Engelbrecht doch das Richtige getroffen haben wird, weil gerade östlich von Rotterdam das niedersächsische Tz-Haus — „Dwarsbuis, Schuur in Halle Type“ nennt es Prof. Gallée auf der Haustypenplatte seines Bauernhauswerkes<sup>144)</sup> — sich mit dem friesischen Haustypus berührt, und zwar so, daß der von Engelbrecht angezogene Krimperwaard südlich von Gouda gerade der letzte Ausläufer des sächsischen Tz-Hausgebietes nach Westen ist, südlich des Lek aber das Friesenhaus den sog. Alblafferwaard bis dicht westlich von

„lode“. Noch heute ist im Jeverlande die Bezeichnung „Der Haussmann X“ in amtlichen Schriftstücken üblich.

<sup>141a)</sup> Wilhelm Jensen, Sächsische und holländische Siedlungen in der Wilstermarsch, Zeitschr. der Ges. für Schleswig-Holst. Geschichte, 40. Band 1918, S. 41—52, dazu vgl. Otto Lehmann, Das Bauernhaus in Schleswig-Holstein, Altona 1927, S. 52—65.

<sup>142)</sup> Die Heimat, Monatschrift des Vereins für Natur- und Landeskunde in Schleswig-Holstein, 32. Jahrgang, Aprilheft 1922, S. 65.

<sup>143)</sup> La Flandre, Lille 1909, S. 425 ff.

<sup>144)</sup> Das niederländische Bauernhaus und seine Bewohner, Utrecht 1909.

Gorinchem beherrscht. Dagegen herrscht schon in Zeeland und in ganz Flandern das römisch-fränkisch-mitteldeutsche Gehöft in seinen Abarten.

Nachdem somit versucht worden ist, über die mittelalterlichen Heimungsansiedlungen<sup>145)</sup> Norddeutschlands, Zahl, wirtschaftliche und gesellschaftliche Verhältnisse der Einwanderer sowie ihren Verbleib nach Möglichkeit Klarheit zu gewinnen, bleibt noch die Aufgabe, die Ursachen der Einwanderung klar zu legen. Hierbei ist davon auszugehen, daß die besprochenen mittelalterlichen Siedlungs- und Wanderungsscheinungen zunächst als Erscheinungen des Wirtschaftslebens zu werten sind. Nationale Motive wird man dem Mittelalter aus allgemein kulturgechichtlichen Gründen nicht zuschreiben wollen, kirchlich-religiöse, die man an sich dem Mittelalter eher zutrauen dürfte, sind selbst für das ostelbische Land kaum erweisbar. Es ist in den Urkunden, soweit sie von den Motiven der siedelnden Grundherren sprechen, immer nur von der Mehrung ihrer Einkünfte aus bisher ungenutztem oder ungenügend genutztem Lande die Rede. Daher werden Agenten ausgesandt, die Siedler durch Vorstellung der ihnen in Aussicht stehenden großen wirtschaftlichen Vorteile anlocken sollen. Alle, die Mangel an Land hätten, sollten mit ihren Familien nach Holstein kommen, dort gäbe es das beste Land in Hülle und Fülle, überreich an Feldfrüchten, Fisch und Fleisch und trefflich geeignet zur Weidewirtschaft, — so läßt Helmold (Kap. 57) des Grafen Adolf nach Flandern, Holland, Utrecht, Westfalen, Friesland ausgesandte Agenten erklären. Damit trifft er sicher den entscheidenden Gesichtspunkt. Und jener Aufruf, den vermutlich 1108 hauptsächlich geistliche Fürsten von der Wendengrenze unter Führung des Magdeburger Erzbischofs an die westdeutschen Fürsten und Stämme erlassen, spricht zwar davon, daß die christliche Kirche von den Heiden bedrängt und für jeden Ritter Christi Gelegenheit sei, für sein Seelenheil zu sorgen. Daß aber solche religiöse Motive schwerlich mehr bewirken würden als gelegentliche, vorübergehende Teilnahme an einer Kreuzzahrt, daß sie niemand zur dauernden Niederlassung bewegen würden, ist offenbar den geistlichen Urhebern des Aufrufes durchaus klar gewesen, denn neben dem „animas vestras salvificare“ steht gleich die Aussicht auf das „optimam terram ad inhabitandum acquirere“. Die Heiden, heißt es in dem Aufruf, seien die schlechtesten Menschen, ihr Land aber das allerbeste, überreich an Fleisch, Honig, Mehl, Geflügel und allem, was die Erde hervorbringen könne, wenn es nur ordentlich angebaut werde. Ja, kein Land könne mit dem Lande der ostelbischen Heiden auf gleiche Stufe gestellt werden<sup>146)</sup>. Da haben wir die Beweggründe, die die westdeutschen und niedelländischen Siedler ins Ostland führten. Dieselben Motive haben auch zur Urbarmachung der Moormarsch- und Bruchländerreien wie zur Rodung der Wälder in den Weserbergen geführt.

Der Mensch als wirtschaftendes Wesen strebt dem Orte geringsten wirtschaftlichen Druckes zu. Daher ist für uns nicht die absolute Höhe des Drucks in der Heimat der Auswanderer von Bedeutung, sondern die Druckdifferenz, die zugunsten der neuerschlossenen Siedlungsgebiete bestand. Die neuen Siedler

<sup>145)</sup> Die kurz vor 1600 einsetzenden Waldenser- und Hugenotten-Ansiedlungen gehörten nicht mehr hierher. Vgl. dazu Henri Tollin, Die französischen Kolonien im Deutschen Reich. Zeitschr. „Deutsche Rede“, I. Jg. 1902 mit guter Übersichtskarte. Den Anfang macht in Norddeutschland die 1584 entstandene evangelische Wallonen-Gemeinde in Emden, der bis 1600 noch die wallonischen Gemeinden in Bremen, Hamburg und Danzig (1579), Altona und Stadt (1588) folgten.

<sup>146)</sup> Boërschke a. a. O. S. 9/10.

sind nicht so sehr von den Zuständen der alten Heimat abgestoßen, als vielmehr von den Zuständen der neuen Heimat wie von einem luftleeren Raum angezogen worden. Wir erleben ja heute, daß in dem wahrlich bedeutsamen Deutschen Reich doch die Auswanderung nicht dieselbe Höhe wieder erreicht, wie sie in den 1880er Jahren nach Amerika bestand. Die frühere Drucksdifferenz zugunsten Amerikas ist zusammengeschrumpft. Man braucht also auch die Zustände in den mittelalterlichen Niederlanden<sup>147)</sup> gar nicht schwarz in schwarz zu malen, es genügt völlig, daß dort die Bevölkerung sich im Verhältnis zur wirtschaftlichen Technik erheblich verdichtet hatte und daß mancher von den menschenleeren, nach Arbeitskräften schreienden Gebieten im Osten glaubte, wie es in dem späteren Volksliede heißt:

Daer issen en betere stde.

## Die alemannisch-schwäbischen Kopftrachten.

Ein Versuch.

Von Rose Julien.

Mit Federzeichnungen von E. Rohr dan g.

**U**nter den Trachtenstücken nimmt die Kopfbedeckung, soweit sie nicht, wie bei der Mehrzahl der Männertrachten, faktismäßig hergestellte Massenware ist, eine kultur-psychologisch bedeutsame Stellung ein: „Es hat ganz den Anschein, als ob der Kopfputz seinem eignen Entwicklungsgesetze folge.“ (Laugel, Trachten und Sitten des Elsaß.) Im Anhang seines trefflichen Trachtenbuches spricht schon Kretschmer die Ansicht aus, daß trotz aller Mannigfalt weiblicher Kopfzierden nur wenige Grundformen in Betracht kommen. Und von der Bäuerin sagt er: „Wenn sie selbst endlich den Einflüssen der Mode nicht zu widerstehen vermag und alle übrigen nationalen kleidlichen Abzeichen eines nach dem anderen verloren geben, den Kopfputz behält sie dann noch lange bei.“

Die „wenigen Grundformen“ findet man bei guter Überschau und Vergleichung. In Heft 2, 1920 von „Dr. Petermanns Geographischen Mitteilungen“, Gotha, Justus Perthes, war es mir gestattet, eine gedrängte Übersicht zu geben. Geht man den Gebietsgrenzen derselben nach, so ergeben sich Einheiten, die hier auf Zusammenhänge alter Stammesbruderschaften, dort auf alterritoriale Unterscheidungen hinweisen.

Und wenn es gewagt scheint, durch solche Merkmale in weit zurückliegende Vergangenheiten hineinleuchten zu wollen, da doch die Volkstracht als Ganzes kaum älter ist als 400 Jahre, so sei daran erinnert, was Friedrich Hottenroth im Nassauischen Trachtenbuch sagt: „Selbst Jahrhunderte, die bereits abgelaufen waren, als die Volkstrachten sich zu entwickeln begannen, haben ihren Anteil dazu geliefert.“ Gleich dem klugen Kinde im Märchen hat die weiterschreitende Kultur Steinchen auf ihrem Wege zurückgelassen, mit denen man

<sup>147)</sup> Über die niederländischen Zustände vgl. Henri Pirenne, Geschichte Belgien, Gotha 1899, I. Bd.; P. J. Blok, Geschichte der Niederlande, Gotha 1902, I. Bd. (Kap. VIII „Die Bevölkerung des platten Landes“) und Raoul Blanchard, La Flandre, Lille 1906, S. 507ff.

heimfindet zur Vergangenheit. Die Kenntnis dieser Gruppen lebte einst und lebt noch heute hier und dort im Volk. Den ersten Anstoß zu meinen Studien gab mir ein Wort des Hofs Bauern zu Neuthin bei Alpirsbach: „Das ist die schwäbische Bockenbaub.“ sagte er, als zwischen Kirchgängerinnen, die das Haubenband über dem Scheitel zur Schleife geknüpft trugen, Frauen vom Lehengericht daher kamen, „die finden Sie am Osthang des Schwarzwaldes und in der

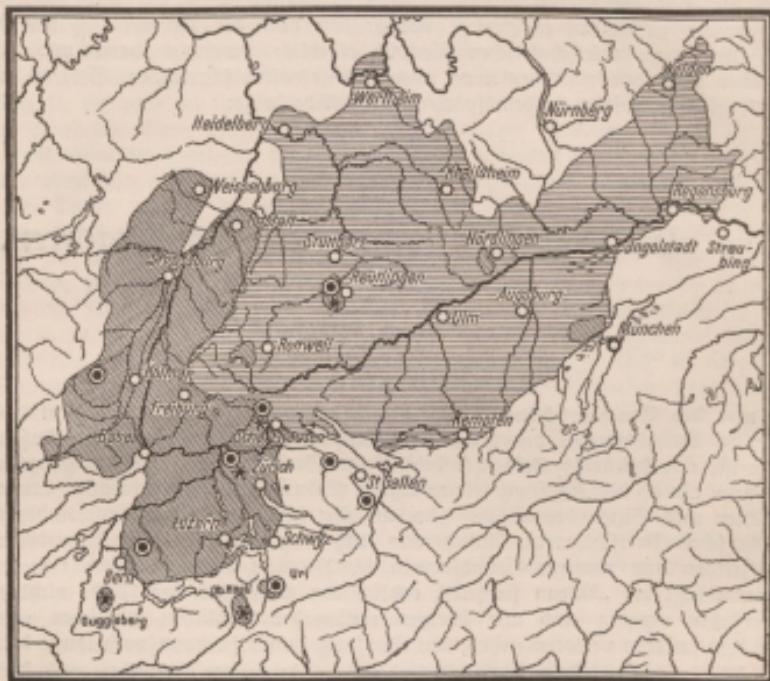


Abb. 1. Das Verbreitungsgebiet der alemannisch-schwäbischen Kopfstrachten.

Alemannische Haube.	Schwäbische Haube.	Böttinger Haube.	Alemannische Ledertappe der Männer.
---------------------	--------------------	------------------	-------------------------------------

Schwarzwaldvorbene bis nach Bayern hinein.“ Für die Feinfühligkeit, mit der das Volk unterschied, spricht auch ein Beispiel, das Eduard Genth in der „Bavaria“ anführt. Ein Häubchen, das ebenso an die südnachbarliche Schwabenhaube, wie an die im Nahgrund übliche obersächsische erinnerte, führte im Volksmund die Bezeichnung „Schwäbischser“.

Als Merkmale der alemannischen Haube sind anzuführen: das Umschließen des Hinterkopfes, bei den neueren Formen freilassen des Stirn- und Schlafenhaares. Das Haubenband wird über dem Scheitel geknüpft und entwickelt sich vielfach zur getürmten Schmuckschleife, die um Straßburg und im Markgräflerland ihren größten Umfang erreicht. Im letzteren Gebiet bleibt die Schleife allein als Rest der Kopftracht. Der Haubenfleck, der die neueren Formen kennzeichnet, ist oval. Die alemannische Haube neuzeitlicher Ausmachung ist

zweifellos aus einer älteren Ziebhaubenform entstanden, die auch um Schlettstadt und Kolsmar nachweisbar ist. Ob man auch die große, weiße Haube des Sundgaus bei Ullrich als alemannisch gelten läßt, ist eine Frage. Man muß es, da sie den typischen Grundschnitt aufweist. Durch die Herstellung aus weißem, waschbarem Stoff macht sie der französischen Nachbarschaft ein Zugeständnis, das ihren Totaleindruck verändert, verwölkt.

Die Hauptzonen der alemannischen Haube, in denen sie noch geschlossen Gruppen bildet, sind der südliche und westliche Schwarzwald, das Rhein-, Rench-, Schapbach- und Kinzigtal, sowie das Unterelsäß bis Weisenburg. Im Oberelsäß ist sie mit fremden Typen durchsetzt. Als eingesprengte Gebiete im schwäbisch-bayerischen Bereich kommt zunächst das Häubchen von Schwenningen-Trossingen bei Rottweil in Betracht, obgleich es durch die lange Nackenschleife der schwäbischen Nachbarschaft ein Zugeständnis macht, ferner das Bezingen Gebiet bei Reutlingen, dessen Kirchenhaube der Gutacher Flothaube entspricht. Da ich in den Truhen aller Bäuerinnen im Ries, wo heute die schwäbische Haube getragen wird, die gleichen fand, — „frühere Kirchenhauben“ nannte man sie — so habe ich auch hier eine Spur der alemannischen verzeichnet. Noch vor 50 Jahren hätten sich bei genauem Horschen noch viel mehr eingesprengte Gebiete der altalemannischen im Bereich der Schwabenhaube nachweisen lassen, so daß es nicht wundernehmen kann, daß wir ihr in Dachau bei München noch einmal in reinster Form begegnen. Wie die schwäbische sich auf Kosten der ersten verbreitet, zeigte noch um die Jahrhundertwende das Vordringen ins rein alemannische Hauensteiner Land auf der Höhe des südlichen Schwarzwaldes.

In der Schweiz haben offenbar schon früh auch im deutschen Teil französische Einflüsse die Kleidungsweise beeinflußt. Wie lange, das erhellt ein Beispiel. Die Kopftucht des „Burefeuv“ von Annonay, das Julie Heierli in ihrem ersten Trachtenbuch abbildet, wirkt fast mittelalterlich, und man möchte an völkischen Untergrund denken. Bei Überschau und Vergleich aber ergibt sich, daß französische Bäuerinnen im „Caux“ in der Normandie dieselben trugen. Dies besagt nichts gegen das Alter, aber gegen den völkischen Untergrund. Immerhin bietet die Schweiz noch ein buntes und auch vollkommen ursprüngliches Bild völkischer Kleidung.

Spuren der alemannischen Haube begegnen wir in der „Schächhaube“ des Zürcher Gebietes, die der einfachen Flothaube des Renchtals entspricht. Auch im Berner Land (Fricktal) tritt sie in Erscheinung, desgleichen im Aargau, wo sie sogar die Neigung zeigt, über dem Scheitel aus dem Haubenbändel eine Schmuckschleife zu entwickeln, wie das im deutschen Nachargebiet geschah. Auch in einfachen Formen der „Dusette“ lassen sich Grundlinien erkennen.

Im Oberamt Reutlingen erhielt sich in vier Dörfern eine schöne und eigenartige Tracht, die nach dem Hauptort Bezingen benannt wird. Das Völkchen, das sie trägt, hat die Volksforscher allezeit lebhaft interessiert, und durch seine rassige Besonderheit zu allerlei Fabulieren Anlaß gegeben, bis die neue Forschung es einwandfrei als „besonders rein erhalten, hoch- und starkgewachsene Hundertschaft der Alemannen“ erkannte. Bei ihnen begegnen wir auch einer vollkommen eigenartigen Männerklopfbedeckung, die sich sonst in Deutschland nur noch ein einziges Mal findet, bei den Sennern im Münstertal. In Bezingen erscheint sie als schwarzes, flachgewölbtes, randloses Lederklappchen, „Schmalzlappe“ genannt, das über dem Wirbel flach am Kopfe anliegt. Von der Tracht



Abb. 2. Alemannische Haube (Schleifenhaube).

Obere Reihe von links: 1. Renchtal (Schwarzwald), 2. Urnthal (Schweiz), 3. Höhenwald (Schwarzwald), 4. Bergau (Schweiz), 5. Hennersbach (Schwyz).  
Untere Reihe von links: 1. Markgräflerland, 2. Gegend von Offenburg, 3. Gegend von Weisenburg (Elf), 4. Mietesheim (Elf), 5. Dachau b. München.

der elsässischen Sennen sagt Laugel in „Trachten und Sitten“ des Elsass: „Dieser Anzug würde überhaupt keine besondere Erwähnung verdienen, wenn er nicht in der Kopfbedeckung eine Merkwürdigkeit aufwiese. Diese besteht in einem Käppchen von sehr dichtem und hartem Leder ohne Schirm. Manchmal ist sie mit kleinen Troddeln — gleichfalls aus Leder — und mit eingepreßten Figuren verziert, so wie etwa mit den Anfangsbuchstaben des Eigentümers oder seines Vaters; denn diese Kappen vererben sich häufig auf mehrere Generationen. Die Zweckmäßigkeit solcher Kappen in einer Gegend, wo es so wenig Schatten gibt, habe ich nie verstanden.“

Durchaus die gleichen Kappen haben sich bis in die neueste Zeit bei fast allen Schweizer Sennen erhalten, teils schlicht, teils mit kleinem Randzierat. Das Bild eines Sennen von Uri zeigt auch Troddelschmuck, gleichfalls aus Leder, der an langem Ledertremmchen fast bis auf die Schulter herabhängt. Neben diesem zum „eisernen Bestand“ der Sennentracht gehörenden Kopfstück kamen auch Hüte vor, die der jeweiligen Zeitmode Zugeständnisse machen, vor allem der Dreispitz; auch Zipfelhaube und weiche Hüte. Die Abbildung eines Blestgauer Landmannes, „tiré du cabinet de Mr. Meyer d'Aarau, publié par König“, zeigt diesen in feierlicher Festtracht vom Ende des 18. Jahrhunderts. Auf dem Haupt trägt er die Lederklappe, unter'm Arm den Dreispitz. Ein Beweis, daß auch bei Festkleidung die angestammte Kopftracht in Erscheinung trat. Obgleich es hinreichend bestätigt ist, daß sich diese Kappe bei allen Sennen lange erhielt, ist sie auf der Karte nur da vermerkt, wo ich einwandfreie Bilder hatte. Auch die Sennen des Freiburger Gebietes (Gruyères) trugen kleine Kappen, doch aus Stroh. Ich habe sie nicht vermerkt, weil schon starke Schwankung der Art vorliegt. (Vgl. Abb. 4.)

Bei den Betsingern findet sich neben der auf den alemannischen Grundtyp zurückgehenden Kirchenhaube eine andere Frauenhaube von besonderer Art, für



Abb. 2. Schwäbische Haube (Bastenhaube).

Ober Reihe von links: 1. Rothzimmers (Württemberg), 2. Reitartel, 3. Reginabaupe von Schwaben und Freiburg, 4. Reginabaupe (Dorfkrön-Schwaben), 5. Allgäu.  
Untere Reihe von links: 1. „Bauernhaub“ (Vor der Höllental), 2. Reitartel (Rätienisch), 3. Schwarzbaupe, auch „Schnellhut“ der Schweiz, 4. Stoßmappe (Schweiz).

die ebenfalls kein zweites Beispiel in Deutschland nachweisbar ist. Es ist ein kleines, rundes Deckelchen, das nur wie ein Zierat über dem Scheitel thront, in Bettingen besonders klein und flach, im benachbarten Jettenburg höher und steiler. Auch dieser Kopftracht begegnen wir sonst nur noch auf alten Schweizer Bildern und zwar im Kanton Schaffhausen, bei Baden, in Bettingen, bei Zürich, im Guggisberger und im Oberen Haslital. Die Größe und Höhe wechselt etwas. Besonders flach erscheinen sie im Oberen Hasli. Es ist bemerkenswert, daß dort die Bevölkerung, in deren Gebiet dieses Häubchen vorkam, von den Umröhnern in ähnlicher Weise wie die Bettinger charakterisiert wurde, da sie sich durch rassige Schönheit auszeichnete und gegen fremde Elemente abschließend verhielt. Vor allem aber scheint es beachtenwert, daß sich dort, ebenso wie bei den Bettingern, im Volksmund die sagenhafte Überlieferung erhalten hat, die Vorfahren seien dereinst von Norden „aus Schweden“ eingewandert, von wo sie zu Zeiten einer Hungersnot entwichen wären.

Bei Kopfbedeckungen dieser Zone ist es notwendig, den alemannischen Hutes zu gedenken, der in Deutschland und der Schweiz nachweisbar blieb. Seine älteste und ursprünglichste Form aus schwarzweißem Strohgeslecht erhielt sich auf dem Schwarzwald bei Alpirsbach (Reuthin). Sie ist bezeichnet durch eine Anordnung von Strohrosetten (Rosen) um den Kopf und auf dem rückwärtigen Rande. Im Renchtal ist der Kopf niedriger, die „Rosen“ sind aus roter, bei Frauen aus schwarzer Wolle, die überlieferte Anordnung und Versetzung des rückwärtigen Teiles noch deutlich hervortretend. Auch im Elsäss (Reitweiler) werden große Strohbüte getragen, die der Schwarzwald liefert. Sie heißen „Rosenbüt“, und haben rückwärts die drei dicht aneinander gereihten „Rosen“ aus Wolle. Auch bei den von Malern oft verwigten Gutacher Hüten ist der Grundsatz der Anordnung gewahrt, doch tritt dies für den Beschauer weniger in Erscheinung, da die Rosetten sich zu großen, prallen Wollbällen entwickelt haben.

In der ganzen Schweiz sind Hütte getragen worden, die den Grundzügen der beschriebenen Urform entsprechen. Sie waren gleich den badischen mit einer dichten Schwefelschicht bedeckt, die das Stroh kaum erkennen ließ und heißen deshalb „Schwefelhütl“. Der Kopf war flach. Die „Rosetten“ (Rosen) aus Seidenband lagen auf dem schwingenförmigen Rand. Sie zeigten die Farben grün und rot, und waren je eine grüne und eine rote einander gegenüber angeordnet. Auf dem rückwärtigen Hutrand sind auf den Schweizer Hütten



Abb. 4. Allgäuerische Leder-  
kappen der Männer.  
Oben links: Semmelkappe der Schwäbischen;  
oben rechts: Beiginger bei Neutingen.  
Unten links: Semmelkappe aus Appenzeller Land;  
u. rechts: verschleißende nachweisbare Semmel-  
kappe mit Lederquaste m. langem Riemchen.



Abb. 5. Allgäuerische Frauenhaube  
ältester Art Beiginger Haube.  
Oben rechts: Beiginger-Wamewell bei Neutin-  
gen (noch getragen); oben links: Oberhäsli  
(Schweiz). — Unten rechts: Schäfflärchen; unten  
links: Guggisberg (Schweiz).

Zweiglein mit künstlichen, der Natur nachgeahmten Rosen angebracht. Besonders getreu in der Währung der Grundzüge erscheinen abgebildete Hütte aus Zug und Luzern. An anderen Orten waren die Blütenzweige an anderen Stellen angeordnet, aber immer blieben die vier Bandrosetten das Typische. Vier Bandrosetten zeigt auch der im Trachtenbuch von Julie Heierli abgebildete Obwaldner Hut aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts im Landesmuseum zu Zürich. Solche Schwefelhütl wurden noch im 18. Jahrhundert auch von Männern getragen.

Die schwäbische Haube mit ihrer, selbst bei einfachen Formen, etwas umständlicheren Machart mutet im Ganzen neuer an als die einfachere alemannische. Ihr Gebiet ist weit. Es reicht von den Osthängen des Schwarzwaldes bis nach Unterfranken, ja südlicher, mit einer nordöstlichen Zonenüberschreitung, bis an den Bayerischen Wald und vom Main bis nach Einsiedeln in der Schweiz. Sie umschließt den oberen Teil des Hinterkopfes und greift mit zwei abgesteppten Taschen, die auf Bindbänder genäht sind, über die Wange. Nach ihnen ist sie „Bickenhaube“ genannt. Sie sind auf deutschem Gebiet

ebenso bezeichnend für sie wie der eckige Haubenplatz (auch Bödele genannt), und die gewässerten Seidenbänder mit bogenförmig verschnittenem Rand, welche Kinn- und Nackenschleifen bilden. Sie hat nach rückwärts eine fest gearbeitete Form, die um Alpirsbach—Freudenstadt nur einer winzigen Spitze gleicht, einem Vorwand zum Befestigen der Nackenschleife. Anderwärts dehnt sie sich zu größeren Wölbungen, die über dem Wirbel, am Hinterkopf oder auch tief im Nacken sitzen. Dementsprechend bilden die vom Schmuckbedürfnis an Stelle der Goldhauben anderer Gegenden geschaffenen pfauenschwanzartigen Schmuckteile aus Chenille oder Goldfäden bald ein Rad um den Kopf (Rädleskappe, Neckartal), bald ein Dächlein darüber (Reginahaube, Bayr. Schwaben). Während sich an den Westgrenze die Formen rein gegeneinander absetzen, ergeben sich nach Osten, gegen Franken hin einige Mischformen, indem der Gups der Schwabenhäube höher und steiler wird, und die fränkische Haube nach dem Hinterkopf zurückt. Man ist versucht, jenes Wort des Volkstumdes abwandelnd, zuweilen an „schwäbisch-fränkisch“ zu denken. Das wesentlich Unterscheidende bleiben im Grunde die Backenlaschen der schwäbischen und das Gehlen solcher, wie des „Bödeles“ bei den reinen fränkischen Formen. Dass die schwäbische Haube, andere Formen verdrängend, eine große Ausbreitungskraft bewiesen hat, ist bereits zuvor erwähnt worden. Sie hat an Deutschlands Grenzen nicht Halt gemacht, ist vom Hegau in den Thurgau und das Appenzeller Land vorgedrungen und vom Gäster Land an den oberen Zürcher See und bis nach Einsiedeln unter Schwyz gelangt.

Sie hat hier auf Schweizer Gebiet in der „Stofekappe“ ebenso ihre einfachste Form eingeschöpft, wie ihre Radhauben und Prunkstücke aus Chenille- oder Goldfäden, die denen im Neckartal, Allgäu und Hegau vollkommen gleichen. Doch darf man nicht übersehen, dass Verschiedenheiten in den kleinen Hauben bestehen, welche die Prunklauffäße tragen, und dass die Backenlaschen bei den schwäizerischen zuweilen fehlen. Sie heißen in der Schweiz „Schwabenhäube“, auch „Schnellhübe“ (Chenillehaube).

Es ist eine der lohnendsten Aufgaben der Volkstrachtenkunde den Spuren der im Unbewussten wirkenden Kraft zu folgen, die auch in vergänglichem Stoff über Raum und Zeit hinweg die alten Grundzüge und Zusammenhänge erhält.

#### Einige Quellen:

- Laugel und Spindler, Trachten und Sitten in Elsäss. — Julie Heierli, Die Volkstrachten der Inner-Schweiz. — Julie Heierli, Die Volkstrachten der Ostschweiz. — J. N. König, Collection de Costumes Suisses tirés du Cabinet de Mr. Meyer d'Aarau. — Sammelmappen der Staatlichen Lipperheide-Bibliothek, Berlin. — Landeskunde Bayerns. — R. Julien, Die deutschen Volkstrachten zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

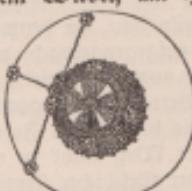


Abb. 6. Altmährischer Strohhut (Siegendorf von Alpirsbach). Kleinst einfache Form. Aus schwarzem und weißem Stroh. Kleine Rosetten aus schwarzen Stroh am Hinterkopf und rückwärtigem Rand. Noch vereinzelt getragen.

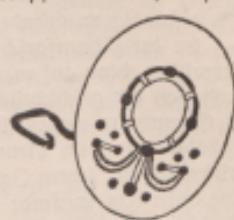


Abb. 7. Altmährischer Strohhut der Schweiz (Juragebirge). Kleine Rosetten aus schwarzer oder roter Wolle am Hinterkopf und rückwärtigem Rand. Aus dem Gebrauch verschwunden.

# Familiengeschichtliche Wege zum Ausland- deutschum.

Von Dr. Wahrhold Drascher,

Archivat am Deutschen Ausland-Institut, Stuttgart.

Die ständig wachsende Anteilnahme, die heute in weiten Kreisen unseres Volkes der Ahnenforschung entgegengebracht wird, mag auf den ersten Blick überraschen, denn auf manchem anderen Gebiet hat sich die Lebensanschauung bewußt von der geschichtlichen Betrachtung abgewandt und ganz auf das Erleben der Gegenwart eingestellt. Die historischen Zusammenhänge werden zur Seite geschoben, um dem Neuen den Weg nicht zu versperren; man steht nach den Erlebnissen der letzten Jahre der Geschichte skeptisch gegenüber, weil man in ihr keine auswärts weisende Linie zu erblicken vermag, die aufzufinden den meisten Menschen beim Studium der Vergangenheit die wahre Befriedigung gewährt. Auch der Einzelne selbst stellt sich fest und sicher in die Gegenwart: im Verlaufe seines Lebens sieht er die restlose Erfüllung des ihm vergönnten Menschenstums, dessen Arbeit dem Diesseits gehört. Die Traditionlosigkeit der Großstädte, die in ihren wesentlichen Teilen jüngerer Ursprungs ist und Erinnerungen an die Vergangenheit rasch erloschen läßt, verschüttet nur zu schnell den Weg, der zu dem gegenwärtigen Zustand geführt hat; die Verschiedenheit der Lebensanschauungen zwischen dem Ahnen, der vor 100 oder auch 50 Jahren lebte, und seinem heutigen Nachfahren sind so gewaltig und der Zusammenhang so mühsam erkennbar, daß dem vielbeschäftigen Menschen der Gegenwart die Zeit fehlt, darnach zu suchen.

Und allen diesen Strömungen zum Trotz wird der Wunsch immer lebendiger, das Wissen um die Vorfahren, um das Weiterstromen des eigenen Blutes von Geschlecht zu Geschlecht zu vermehren. Es sind wohl zunächst mehr bevölkerungspolitische Betrachtungen gewesen, die zum Nachdenken anregten. Schon früh fühlte der Einzelne, daß die moderne Großstadt die eigene Kraft, wie die der um ihn lebenden Menschen, rasch verbraucht; und seit dem Ende des 19. Jahrhunderts begann die Aufmerksamkeit auf die stark fallende Geburtenzahl einzelner Länder der europäischen Hochzivilisation gelenkt zu werden. Man fing an sich zu besinnen, auf welche Weise dieses Nachlassen der Volkskraft zu erklären sei, und unwillkürlich blieb die nachdenkliche Betrachtung an dem Schicksal der eigenen Familie, an den Eltern und deren Vorfahren haften. Dabei geschah es, daß in einem solchen Zusammenhang auch der Einzelne eine andere Stellung einnahm als man bisher bemerkte: es kam die Erkenntnis, daß der Mensch nichts für sich Alleinstehendes, Einmaliges ist, sondern daß er ein Glied in der unendlichen Blusskette darstellt, die der Vorfahre auf den Nachkommen vererbt. Aus solcher Folgerung heraus entstanden dann allmählich jene Rassentheorien, wie sie Gobineau, nach ihm Chamberlain und Günther aufstellten, durch die man in die unübersehbare Mannigfaltigkeit eine bestimmte Ordnung bringen wollte. Alle diese Theorien mußten aber Nutmaßungen bleiben, solange nicht an konkreten, nachgeprüften Beispielen vorhandene Eigenschaften und Anlagen ähnlicher Art in fortlaufender Reihe festgestellt werden konnten; denn nur in diesem Falle durfte man hoffen, von Nutmaßungen allmählich zu wissenschaftlichen Ergebnissen zu kommen. Hier nun setzte die Familiengeschichtsforschung ein. Erinnerungen, Anlagen und Eindrücke des einzelnen Menschen konnten nun

daraufhin beobachtet werden, wie weit sie wenigstens von den Eltern ererbt oder erworben waren; der Vater wiederum kann bei seinem heranwachsenden Kind in Gestalt und Söhnen feststellen, was sich überträgt und was nicht. Solche Betrachtungen, die jeder unwillkürlich aufstellte, reizten zur Ausdehnung der Studien; die Naturwissenschaft, durch Darwin zu solchen Forschungen angeregt, griff sie auf, und der katholische Priester Mendel stellte in unermüdlichen Versuchen gewisse Richtlinien für Vererbungs- und Entwicklung Lehre der Pflanzen fest, an deren Verwendbarkeit für den Menschen die Wissenschaft heute arbeitet. Schon sind große Auswirkungen auch für das praktische Leben daraus erwachsen: die Einwandererauslese und die Prohibitionsbewegung in den Vereinigten Staaten gehen auf die Auseinandersetzung zurück, daß Eigenschaften vererblich sind und daß Laster, die sich in der Zukunft auswirken, mit allen Mitteln bekämpft werden müssen.

Aber, wie gesagt, eine der wichtigsten Grundlagen für alle diese Untersuchungen bleibt zunächst doch die Familienforschung, die aber nicht nur für diese wissenschaftlichen Zwecke in Frage kommt, sondern weit darüber hinaus eine große ethische Aufgabe zu erfüllen hat. Diese läßt sich dahin umschreiben, daß sie eines der wirkungsvollsten Bindemittel innerhalb des Volkstums ist, die heute zur Verfügung stehen. Das Volk, das in sich durch soziale und weltanschauliche Blüste geschieden ist, kann in dem Gefühl der Familienverbundenheit und Blutsverwandtschaft ein neues Band finden, um seine innere Zusammengehörigkeit zu fühlen. Der Reiche und Arme, die sich sozusagen nährt, ohne alle Auferlichkeit, nur im Sinne von einer Verbindung von Leben und Tod, gegenüberstehen, finden eine neue Brücke, zueinander zu kommen, abseits allen Stolzes und aller Verhebung. Die Betrachtung des Schicksals der Geschlechter lehrt fast immer, daß Aufstieg und Abstieg, meist in organischer Folge, wechseln: der Arme braucht nie zu verzweifeln, wenn er sieht, daß seine Tüchtigkeit, auch im kleinsten Kreise und ohne große, ihm zufallende Erfolge, den Aufstieg seines Nachkommen fördert — und der mit Glücksgütern reicher Gesegnete wird sich bewußt, daß nicht die äußersten Umstände, sondern die innere Tüchtigkeit entscheidend sind für das Los der Kinder und Kindeskinder. Darüber hinaus aber verbinder ein solches Gefühl gemeinsamer Abstammung und blutmäßiger Verbundenheit nicht nur die Glieder eines Volkes, sondern auch die verschiedenen Völker. Vielleicht darf von solchen Auswirkungen ein Beispiel angeführt werden. Ein ungarischer Graf, der während des ganzen Krieges stets franzosenfreudlich gewesen war und diese Gesinnung unter anderem auch aus einer vermeintlichen Verwandtschaft mit jenem Volke ableitete, stieg bei Nachforschungen darüber auf die Tatsache, daß seine Familie einst aus Deutschland nach Ungarn gekommen war und seine Blutsverwandten dort saßen. Eine große Veränderung ging in ihm vor: er legte sich in seinen Äußerungen über unser Vaterland größtere Zurückhaltung auf und versuchte dem Lande, mit dessen Volk ihn Blutsbande verknüpften, gute Seiten abzugeben, denn er fühlte, daß jedes böse Wort auf ihn selbst zurückfiel.

Wenn somit die Familienforschung in hervorragender Weise dazu dient, neue Bindungen fester und dauernder Art zu schaffen, so leuchtet ein, daß sie unbedingt in den Dienst der großen Sache gestellt werden muß, die heute eine der großen Schicksalfragen des deutschen Volkes ist: nämlich des Auslanddeutschums. Es ist das Verdienst des Dichters Ludwig Rinde, diese Zusammenhänge als einer der ersten erkannt und sich dafür eingesetzt zu haben (siehe sein

„Bruder Deutscher“ u. a.). In dieser Schrift wird die Wichtigkeit der Abnentforschung nach ihrer gefühlsmäßigen wie wissenschaftlichen Bedeutung treffend gewürdigt.

So wie die Stätten, wo der Mensch die ersten Tage seiner Jugend und seiner Entwicklung, das Spiel des Kindes und das Erwachen zur Erkenntnis seines menschlichen Daseins erlebt hat, ihm immer teuer und heilig sind, so blicken auch die Auslanddeutschen mit besonderer Vorliebe zurück auf die Landschaft, die Ortschaft, die Kirche und die Häuser, die einst sie selbst und ihre Vorfahren beherbergt haben. Jährlich kommen viele Tausende solcher nachdenklichen Besucher wieder in die Heimat, um ein Stück Erinnerung in das neue Leben jenseits der Grenzen hinauszunehmen. Was es aber für diese Leute bedeutet, nicht nur die Ortlichkeit wiederzusehen, sondern sich auch menschlich unter den Anwohnern sogleich wieder einzufühlen, das kann nur der recht ermessen, der einmal Zeuge eines solchen Wiedersehens gewesen ist. Gegenüber diesen Eindrücken verblaßt alles, was an Druckwerk und Vortrag zur Herstellung einer engeren Verbindung zwischen der Heimat und den Deutschen draußen gesagt und geschrieben wird. Man fühlt den Zusammenhang des Blutes, und die Verbindung reißt nicht wieder; aus einer nur theoretischen Begeisterung wird inniges Mitgefühl, wenn Verwandter zu Verwandtem über die Lebensschicksale der Familien plaudert. Oft führen solche Bekanntschaften dann zu Besuchen hin und her; wenn man weiß, daß in der Fremde Haus und Heim dem Reisenden offen stehen, entschließt sich der Einzelne viel leichter zu einer weiten Reise und schon viele Kinder Blutsverwandter haben in den deutschen Notjahren draußen sich stärken können. Aber Voraussetzung dazu ist, daß man voneinander weiß, und vor allem den Geistlichen aller Bekanntschaften bietet sich hier eine auch meist gern ergriffene Aufgabe, nicht nur den Familiensinn und die Bande der Blutsverwandtschaft, die so tief im religiösen Leben verankert sind, zu festigen, sondern darüber hinaus auch an der großen Aufgabe der engeren Verknüpfung zwischen der Heimat und den in der weiten Welt verstreuten Volksgenossen mitzuarbeiten. Datum sei auch an dieser Stelle an die Seelsorger die herzliche Bitte gerichtet, Anfragen über Familiengeschichte recht wohlwollend entgegenzukommen und sich diese oft mühsame Arbeit nicht verdrießen zu lassen; denn das Nachsuchen in den Kirchenbüchern bleibt ja zunächst das A und O jeder familiengeschichtlichen Betätigung.

Auch die wissenschaftliche Mitarbeit der Familiengeschichtsforschung für das Auslanddeutschthum ist gar nicht hoch genug einzuschätzen. Erst seit dem Kriege fängt dieser junge Zweig unserer gelehrten Arbeit ja überhaupt zu blühen an. Noch tasten wir auf diesem Gebiet, und überall macht sich das Fehlen der Vorarbeit schmerzlich fühlbar. Wenn wir heute über die gegenwärtige Lage einigermaßen gut im Bilde sind, so fehlen uns für die Vergangenheit noch ganz die Sonderuntersuchungen, die für eine Entwicklungsgeschichte des Auslanddeutschthums unbedingt notwendig sind. Und hier können Ergebnisse nur erzielt werden, wenn wir dem einzelnen Menschen nachgehen, wenn wir seine Geschichte in den früheren Jahrhunderten verfolgen und in jedem Einzelfalle zu ergründen versuchen, warum er das Vaterland verließ, welche Gründe politischer, religiöser, wirtschaftlicher Natur ihn dazu bewogen. Die amtlichen Akten besagen darüber meist recht wenig, während in Familienbriefen, in der mündlichen Überlieferung sich die wertvollsten Quellen erschließen lassen. Man darf zu diesem Zwecke natürlich nicht bei der Auffindung des Stammbaumes

in den Kirchenbüchern stehen bleiben, sondern muß viel tiefer geben. Es sei dem Schreiber dieses erlaubt, auf einen persönlichen Fall zurückzugreifen. Verwandte meines Vaters tauchen um 1820 auf einmal in größerer Zahl in Russland auf, anscheinend ohne besonderen Anlaß. Nun gelang es festzustellen, daß ein Vorfahre im deutschen Kontingent unter Napoleon 1812 mit nach Russland gezogen war und nicht zurückkehrte. Allerhand russische Kleinigkeiten, die sich im Familienbesitz befanden, deuteten aber darauf hin, daß er nicht umkam, sondern sich draußen eine neue Heimat schuf, und durch vieles Umherfragen gelang es dann festzustellen, daß er in Russland geblieben war, vom Norden nach der Krim übersiedelte und dorthin seine Anverwandten nachzog. Wie fesselnd verschlingt sich so das Schicksal des Einzelnen mit den großen Begebenheiten der Zeit und des ganzen Volkes! Wer heute die Auswanderung ständig verfolgt, der weiß, daß mindestens die Hälfte aller derer, die hinausgehen, von Verwandten nachgezogen wird, und daß diese Art der Auswanderung die beste und sicherste ist, weil der Neuankömmling im fremden Land sogleich bei seinen Anverwandten Schutz und Schirm findet und er der Ausbeutung durch Fremde weit weniger ausgesetzt ist. Das Einwanderungssystem der Vereinigten Staaten mit seiner Bürgschaftsstellung ist geradezu hierauf eingestellt; denn der Verwandte wird dem Verwandten viel eher trauen als dem Fremden. Ein weiterer Ausbau dieser Beziehungen wird unseren Auswanderern ihr Los wesentlich erleichtern, dazu gehört aber natürlich, daß diese Familienbeziehungen möglichst eng bleiben, wobei die Anteilnahme an dem Ergehen der Familie ein besonders wirkungsvolles Mittel bietet.

Wenn wir nun unter diesem Gesichtspunkt prüfen, wie es mit den für solche Untersuchungen dringend nötigen Unterlagen der verschiedensten Art bestellt ist, so stoßen wir leider auf gewaltige Lücken. Eine der wichtigsten Quellen für die Geschichte auslanddeutscher Familien ist natürlich der Briefwechsel mit der Heimat. Man darf behaupten, daß eine gewaltige Fundgrube für die Soziologie des Auslanddeutschthums in diesen Briefen steht, der bisher von keiner Seite genügende Beachtung geschenkt worden ist. In den vertrauten Briefen an Eltern und Verwandte schlägt sich der unmittelbare Eindruck der neuen Ereignisse am lebendigsten und unmittelbarsten nieder: keine anderen Rückichten als die eigene Empfindung führen dem Menschen in solchen Stunden die Feder; nehmen wir hinzu, daß in früheren Zeiten der Brief ein gepflegtes Ausdrucksmitel war, der in vielen Fällen, besonders bei Nachrichten über das Ausland, die Zeitung und das Buch ersetzte, so ist schon damit angedeutet, welch wichtiges Quellenmaterial ersten Ranges in diesen Briefen für die Familienkunde und die Wissenschaft vom Auslanddeutschthum steht. Und durch die Erfahrung wird diese Vermutung durchaus bestätigt: die wichtigsten Urkunden über das Ergehen der ersten deutschen Auswanderung beispielweise nach Chile verdanken wir solchen Briefzusammenstellungen. Aber, leider, eine wie seltene Ausnahme ist es, wenn diese wichtigen Urkunden einmal pfleglich behandelt werden! Meistens werden beim Tode eines Verwandten die Briefe verbrannt oder weggeworfen, nur selten werden sie achtsam in irgend einen vergessenen Koffer auf der Bodenkammer gesteckt und verloren, wenn nicht ein neugieriger Junge einmal beim Sammeln alter Briefmarken einen Zufallsfund macht! Wer sich einmal bemüht hat, auch nur den Briefwechsel bekannter Reisender früherer Zeiten nachzugeben, wird diese Schwierigkeiten zu würdigen wissen!

Es ist notwendig, daß hier ein Wandel eintritt und daß in jeder Familie alle die Briefe, die vom Auslande, insbesondere aus

den früheren Zeiten, vor 1870, eingelaufen sind, als wertvolles Stück der Familientradition nicht nur aufgehoben, sondern auch den berufenen Stellen (Deutsches Ausland-Institut, Stuttgart, Zentralstelle für Personens- und Familiengeschichte in Leipzig, den familiengeschichtlichen Vereinen usw.) zur Prüfung vorgelegt werden, ob sie der Wissenschaft dienen können. Denn nur durch eine großzügige Erforschung dieser Quellen können die Unterlagen für eine gründliche Erforschung des Auslanddeutschums geschaffen werden!

Leider aber ist auch von behördlicher Seite sehr wenig geschehen, um die Auswanderungsakten, welche doch die Grundlage der familiengeschichtlichen Bestrebungen bilden, sicherzustellen. Viehlich ist bekannt geworden, daß bis 1907 in Bremen die Auswanderungsakten eingestampft und vernichtet worden sind! Verrägt gegenwärtigt man sich nun, daß bei dem großen Brande des Hamburger Rathauses 1842 das gesamte Staatsarchiv in Flammen aufging und auch da unersetzliches Material verloren ging, so kann man ermessen, welche Lücken gerade auf dem so wichtigen Gebiet der deutschen Auswanderungsgeschichte klaffen, und wie notwendig es ist, daß von Seiten der Archivverwaltungen größere Sorgfalt auf diese Dinge verwandt wird. In Württemberg ist durch einen Erlass das Einstampfen der älteren Auswanderungsakten seit Anfang 1927 eingestellt worden, und es wäre dringend notwendig, wenn diese Maßnahme auf alle deutschen Archive ausgedehnt würde. Zunächst einmal müßte eine Bestandsaufnahme erfolgen, was überhaupt an derartigen Akten noch vorhanden ist, damit der Einzelne, der Familiensforschung treibt, ebenso wie die wissenschaftlichen Institute wissen, wohin sie sich überhaupt zu wenden haben, um entsprechende Aufklärung zu erhalten.

Gut oft muß derjenige, der die Unterhaltung auf diese Dinge lenkt, hören: Ach, dazu haben wir keine Zeit, es gibt heute viel wichtigere Dinge, als in diesen alten Papieren und Akten herumzustöbern, ohne die Gewähr zu haben, auch Wertvolles zu finden! Demgegenüber darf vielleicht hervorgehoben werden, daß solche liebvollen Darstellungen der Vergangenheit, die auf persönliche Quellen aus Familienbesitz zurückgehen, heute in Deutschland einen weiten Leserkreis finden. Wir denken dabei an Gustav Freytags „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“, die, aus tausenden solcher Einzelbilder zusammengesetzt, ein geschichtlicher Bildungsfaktor von größter Bedeutung, vor allem für die heranwachsende Jugend, geworden sind.

Denn alle Geschichte setzt sich aus dem Erleben des einzelnen Menschen zusammen; nur in ihm können wir die Antriebe und geistigen Bewegungen eines Zeitalters feststellen. Und durch die Familie wird der Einzelne zum Volk. Wenn dies schon in der Heimat zutrifft, wo uns noch andere Erkenntnisquellen, besonders in der Literatur, zur Verfügung stehen, aus denen wir wieder rückfolgend vom Wesen und Denken des Volkes auf den Einzelnen Schluß ziehen können, um wie viel mehr sind wir erst bei der Geschichte des Auslanddeutschums darauf angewiesen, wo vielfach — man denke nur an landwirtschaftliche Gebiete, wie das von 700 000 Deutschen bewohnte Banat — solche literarischen Hilfen ganz versagen und wir der Vergangenheit oft ratlos gegenüberstehen würden, wenn nicht die in der Familie fortlebende Überlieferung in Wort und Schrift uns einen Blick in die Vergangenheit tun ließe! Und das Schöne und Versöhnende dieser Arbeit an der Familiensforschung ist doch eben, daß alle, der Einfachste und der Gebildete, der Lohnarbeiter und der Vermögende,

mit gleicher Liebe daran teilnehmen können. So ist es besonders auch bei der auslanddeutschen Familienforschung. Zahlreiche Nachkommen von Auswanderern, denen das Vaterland nicht genügend Raum und Brot zu bieten vermochte, können berichten, wie sie beides aus eigener Kraft errungen haben; andere Abkommen solcher Deutscher, die einst eines Fehltritts wegen die Heimat verlassen mussten, dürfen mit berechtigtem Stolz darauf hinweisen, daß durch rastlose Arbeit und unermüdlichen Fleiß von mehreren Geschlechtern das Vergangene gesühnt ist und der Nachkommne in angesehener und geachteter Stellung steht; viele endlich, deren Eltern einst aus idealen Gründen hinauszogen, können durch die Familienforschung aufzeigen, daß sie treu zum Deutschtum ihrer Väter standen und stehen. Und jeder Heimatdeutsche mag beim Nachdenken über die Angehörigen seiner Familie, die ins Ausland gegangen sind, erst das richtige Verständnis dafür gewonnen, welche Unmenge tüchtigen deutschen Blutes an der Entwicklung fremder Länder in Freude und Leid mitgearbeitet hat. Dies wird ihn mit berechtigtem Stolz darauf erfüllen, Deutscher zu sein und einem Volk anzugehören, das den besten aller Zeiten ebenbürtig ist.

## Die Wirkung der Umwelt auf die Körperhöhe.

Von Dr. med. Hans Schomburg, Bremen.

In dem vor kurzem erschienenen Werke der staatlichen Rassenbiologischen Forschungsanstalt zu Upsala, das die Resultate von 47 337 untersuchten Wehrpflichtigen in Schweden aus den Jahrgängen 1922 und 1923 enthält, ist nachgewiesen, daß die durchschnittliche Körperhöhe seit 1902 um 15 mm zugenommen hat. Da während des betreffenden Zeitabschnittes in diesem Lande eine wesentliche Rassensverschiebung nicht stattgefunden hat, muß die Zunahme der Körperhöhe vorwiegend Einwirkungen der Umwelt zugeschrieben werden. Mit Rücksicht darauf, daß auch in anderen Ländern von gleicher Kulturhöhe und ähnlicher günstiger wirtschaftlicher Lage, wie in Holland und Nordamerika, eine Steigerung des Höhenwachstums in der letzten Zeit beobachtet wurde, liegt es nahe, anzunehmen, daß dabei solche Umweltbedingungen von ursächlicher Bedeutung sind, die sich als Folge neuzeitlicher Entwicklung bei weiten Volksschichten in der individuellen Lebensweise auswirken. Unter diesen dürfte neben einer praktischen Anwendung neuerer hygienischer Anschauungen dem Ernährungsfaktor deswegen eine besondere Stellung zukommen, da die Wachstumsvorgänge offenbar in Abhängigkeit von der Art der Nahrung gewisse Schwankungen im Rahmen der erbabilichen Anlage aufweisen. Es ist anzunehmen, daß eine solche Einwirkung vornehmlich von lebenswichtigen Stoffen ausgeht, die wie die Eiweißverbindungen und Vitamine für den Aufbau des organischen Gefüges in erster Linie unentbehrlich und unersetzbar sind. Dafür, daß ein allgemeiner Mangel an notwendigen Nahrungsmitteln das Größenwachstum des sich entwickelnden Körpers beschränkt, haben in tragischer Weise die Hungerblockade und ihre Folgen in Deutschland deutliche Beweise erbracht. Wer während dieser Zeit erheblichen Nahrungsmangels Gelegenheit hatte, die Verhältnisse bei dem heranwachsenden Geschlecht zu verfolgen, mußte den Eindruck gewinnen, daß auf den kindlichen Entwicklungsstufen im allgemeinen zäh an dem durch die Erbanlagen vorgeschriebenen Bauplan, wenn auch

auf Kosten funktioneller Leistungsfähigkeit der Organe und unter Aufbrauch der Reservestoffe festgehalten wurde, daß hingegen zu Zeiten physiologisch gesteigerten Wachstums an Baumaterial vornehmlich durch Verzögerung in der Größenentwicklung gespart wurde. Mit dem Nachlassen der Lebensmittelknappheit konnte bei den im Wuchs zurückgebliebenen Jugendlichen vielfach ein über das normale Maß gesteigertes Wachstum beobachtet werden, durch das die Beschränkung der Körperhöhe oft weitgehend wieder ausgeglichen wurde, vorausgesetzt, daß der Abschluß der natürlichen Entwicklung noch nicht erreicht war. In Anbetracht dieser nachträglichen Wiederherstellung bedarf die Anschaugung, die man sich nach den zahlreichen Statistiken aus jener Zeit von der Ausdehnung der verkümmerten Formen im Erscheinungsbilde unseres Volkes zu machen geneigt ist, einer Berichtigung nach der günstigen Seite hin. Immerhin dürfte die Zahl derjenigen, die infolge der Lebensmittelnot eine Einbuße an der ihnen nach den Erbanlagen zukommenden Körperhöhe erlitten haben, besonders in den großen Städten und industriellen Gegenden, recht erheblich sein, so daß dieser Umstand bei späteren vergleichenden Statistiken als ein beachtenswerter Faktor in Rechnung gestellt werden muß.

Noch in einer anderen Richtung bieten die Ergebnisse der umfassenden anthropologischen Untersuchungen in Schweden Gelegenheit zu einer kritischen Betrachtung der Zusammenhänge zwischen Umwelt und Körperhöhe. Sie lassen erkennen, daß die oberen Stände die größten Werte in bezug auf dieses Maß aufweisen, denen der Bauernstand und zuletzt die unteren Stände nachfolgen. Da der hohe Wuchs ein typisches Rassenmerkmal der in Schweden weit verbreiteten nordischen Rasse ist, liegt die Vermutung nahe, daß die übertragende Körperhöhe der führenden Schichten vornehmlich durch Auslesevorgänge erklärt werden könnte. Damit steht die Beobachtung nicht im Einklang, daß nach den festgestellten anthropologischen Merkmalen die nordische Rasse dort im Bauernstand relativ am stärksten vertreten ist, während die oberen Gesellschaftskreise zum Teil infolge der politischen Entwicklung dieses Landes viele Familien aus den benachbarten europäischen Ländern und damit andersartige Rassenbestandteile aufgenommen haben. Daraus ist zu schließen, daß die unterschiedliche Körperhöhe der betreffenden Stände nicht etwa einseitig durch Rassenanlagen bedingt ist, sondern im hohen Maße dem Einfluß von Umweltbedingungen zuzuschreiben ist. In dem verzwickten Zusammenspiel der äußeren Faktoren scheint schwere körperliche Arbeit während der Entwicklungsjahre, die in den oberen Ständen seltener vorkommt, einen hemmenden Einfluß auf das Höhenwachstum auszuüben. Doch ist dabei zu beachten, daß schon im jugendlichen Alter Unterschiede in der Körperhöhe je nach der sozialen Umwelt nachzuweisen sind. Mit dieser bekannten Erscheinung stimmen auch Untersuchungen überein, die ich im Jahre 1915 und 1919 an jedesmal 300 Kindern beiderlei Geschlechts im Beginn des schulpflichtigen Alters durchgeführt habe. In beiden Jahrgängen gehörte die eine Hälfte dem Mittelstande unter Ausschluß der oberen Gesellschaftsklassen, die andere den unteren Ständen an. Die Erhebungen ergaben für das Jahr 1915 bei beiden Geschlechtern einen Unterschied der durchschnittlichen Körperhöhe von etwa 2 cm zugunsten der sozial besser gestellten Kreise, die im Jahre 1919 nach Einwirkung der Hungerblockade bei dem männlichen Geschlecht sogar auf etwa 5 cm stieg, indem die aus den unteren Ständen stammenden Knaben den durchschnittlichen Friedenswert der Körperhöhe nicht mehr erreichten, der von den übrigen Kindern auf dieser Stufe geringen

physiologischen Wachstums noch behauptet wurde. Zur Entscheidung der Frage, inwieweit dieser Unterschied etwa auf eine verschiedene Rassenzusammensetzung der beiden Volkschichten zurückgeführt werden könnte, wurden die 500 Kinder aus dem Jahre 1919 je nach der Farbe der Augen und Haare in Gruppen geteilt, und diese wechselseitig in bezug auf das Höhenmaß miteinander verglichen. Es zeigte sich dabei, daß die durchschnittliche Körperhöhe sowohl der hellen als auch der dunklen Typen im Bereich einer jeden der beiden sozialen Schichten annähernd die gleiche war, und demnach die hellfarbigen wie die dunkelfarbigen Kinder aus den mittleren Ständen in gleichem Maße die entsprechenden Kinder aus den unteren Ständen an Größe übertrafen. Daraus kann geschlossen werden, daß die je nach den Rassenanlagen unterschiedlichen Werte der Körperhöhe bei vollendetem Wachstum auf dieser jugendlichen Stufe noch nicht entsprechend vorgezeichnet sind, und daß demnach auch für eine vergleichende Betrachtung nach dieser Richtung die Tatsache eines geringen Überschwiegens der hellen Farben in den mittleren Schichten von keiner wesentlichen Bedeutung sein kann. Doch andererseits geht aus solchem Verhalten hervor, daß die Art der sozialen Umwelt auf dieser Stufe einen messbaren Unterschied im Höhenwachstum bedingt hat. Es ist anzunehmen, daß der Unterschied in der Größe nicht der einzige Ausdruck äußerer Einwirkung ist, sondern daß auch andersartige geringe Verschiedenheiten in den Wuchsverhältnissen darauf beruhen, die einer Erkenntnis schwer zugänglich sind.

Bei der Betrachtung der Wirkungsweise der Umweltbedingungen auf das Wachstum des Organismus ist davon auszugehen, daß die dabei in Erscheinung tretenden Kräfte nicht mit den in der erbbedingten Entwicklung waltdenden in Parallelle gestellt werden, sondern daß sie gleichsam nur die Umrüsse eines festbestimmten Bauplanes nach mancher Seite hin erweitern oder beschränken können, indem sie anregend oder hemmend eingreifen. Der Weg dabei führt offenbar vorzugsweise über die Drüsen mit innerer Sekretion, an deren bestimmte harmonische Wechselbeziehungen das normale Wachstum gebunden ist und deren Veränderung in bezug auf einzelne Funktionen unter Umständen zu einer Störung des Wuchses führen kann. Die Zusammenhänge treten deutlich bei gewissen dieses Gebiet betreffenden Krankheitszuständen in die Erscheinung, so bei einer vielfach zu einer Beschränkung des Höhenwachstums führenden bestimmten Form des Krebses, der, wenn auch die Entstehung in Einzelheiten noch umstritten ist, doch wohl zweifellos durch in der Umwelt liegende Ursachen bedingt ist. In anderer Weise, und zwar durch anomales Wachstum der Knochen, erfolgt bekanntlich eine Verminderung der Körperhöhe bei der englischen Krankheit, für deren Entstehung ebenfalls Umweltbedingungen von ausschlaggebender Bedeutung sind. In Anbetracht des oft sehr verbreiteten und an bestimmte Landschaften gebundenen Vorkommens der erwähnten Krankheiten ist es ersichtlich, daß unter Umständen infolgedessen die durchschnittlichen Körpermaße einer Bevölkerungsgruppe verändert werden und insbesondere die Körperhöhe eine Verringerung erfahren kann. Andererseits darf die weitgehende Heilungsmöglichkeit, die diesen mehr exogenen Krankheiten im Gegensatz zu den erblich bedingten krankhaften Veränderungen unter der Wirkung neuerer Mittel zukommt, mit zur Erklärung der in manchen Gegenden während der letzten Jahrzehnte erfolgten Steigerung der Körperhöhe herangezogen werden. Aus der Betrachtung solcher pathologischen Vorgänge sind manche Aufschlüsse über die Art und Weise zu gewinnen, wie im einzelnen die Einwirkung der Umwelt

auf das Wachstum unter normalen Verhältnissen vor sich gehen mag, bei denen von vornherein mit einer geringeren Schwankungsbreite in der Körperhöhe zu rechnen ist.

Derjenige, der bei der Untersuchung körperlicher Merkmale auf diese Verhältnisse achtet, wird in einer Gegend wie etwa Nordwestdeutschland, das bei einer in seiner Rassengrundlage nicht sehr verschiedenen Bevölkerung diese Gegensätze in bezug auf den landschaftlichen Charakter aufweist, wo düre Heide mit fruchtbarer Marsch abwechselt, deutliche Unterschiede im Wuchs vornehmlich auch in der Körperhöhe entdecken, die durch ihr Gebundensein an eine bestimmte Bodenart auf ursächliche Beziehungen zu der Umwelt hinweisen. Bei dem Mangel an statistischen Erhebungen über die Körperhöhe, die nach solchen Richtlinien angelegt sind, müssen gelegentliche Beobachtungen und Schätzungen einen genauen Nachweis ersetzen. Aus meiner Erfahrung erwähne ich das Bild eines Trachtenfestes in einem Heidedorf, bei dem der Gegensatz der an ihrer bunten Kleidung erkennbaren, durchweg kleinen bodenständigen Bevölkerung gegenüber den hohen, zu einem großen Teile aus den benachbarten fruchtbaren Niederungen herbeigekommenen Fischauern deutlich hervortrat. Natürlich sind solche Unterschiede in den Wuchsverhältnissen nicht etwa ausschließlich auf die unmittelbare Wirkung der gegenwärtigen Umwelt zurückzuführen, sondern sind in erheblichem Maße die Folge von Auslesevorgängen, bei denen allerdings auch wieder Umweltbedingungen wegen ihrer wichtigen Beziehung zu der erb-biologischen Entwicklung von Bedeutung sind. In diesem Zusammenhange sei auf die Auswanderung nach Nordamerika hingewiesen, die in den wenig ertragreichen, Heide und Moor umfassenden Gegendens Nordwestdeutschlands gerade während der letzten Jahre erschreckend zugenommen hat und, da sie vielfach eine Auswahl der tüchtigsten unter den einheimischen Elementen darstellt, als eine ernste Gefahr für unser Volkstatum anzusehen ist.

Im Rahmen der vorstehenden Ausführungen dürfte eine Erklärung für die in Schweden auf Grund großer Zahlen festgestellte Steigerung der Körperhöhe darin gegeben sein, daß infolge des wirtschaftlichen Aufschwunges dieses Landes die Besserung der Ernährungsverhältnisse, vielleicht auch in Verbindung mit einem gewissen Ausgleich der sozialen Struktur, sowie die Vorteile einer mehr hygienischen Lebensweise weiten Volkschichten zugute gekommen sind und daß durch für viele Individuen sehr günstige Bedingungen der körperlichen Entwicklung geschaffen sind, unter denen die von der Umwelt abhängige Schwankungsbreite im Höhenwachstum allgemein etwas verringert und nach oben verschoben ist. Bei einer solchen Auffassung dürfte aus naheliegenden Gründen auch für Deutschland eine Tendenz zu einer Steigerung der Körperhöhe anzunehmen sein. Doch ist ein Beweis dafür schon wegen der Folgen der Hungersnot und des Mangels an umfassenden statistischen Erhebungen vorläufig nicht zu erbringen.

# Rassenverhältnisse an einer Berliner Realschule.

Von Studientrat Dr. Martin Lopelmann, Berlin.

Die Rassenverschiebung in einer Großstadt wie Berlin zu beachten, ist eine Aufgabe, die nicht nur einen gewissen wissenschaftlichen Reiz ausübt, sondern die auch nach mancher andern Richtung hin Aufmerksamkeit beanspruchen dürfte. Wie sich das jetzt heranwachsende Geschlecht in dieser Hinsicht verhält, mag ein kleiner Ausschnitt lehren, der, so winzig er ist, als Beitrag zur Rassenkunde willkommen sein kann.

Die folgenden tatsächlichen Angaben wurden bei einer Untersuchung von 122 Schülern der Fichte-Realschule in Berlin-Schöneberg gewonnen. Die Jungen entstammten überwiegend dem mittleren und besonders dem unteren Mittelstand. Dabei ist vorauszuschicken, daß die Feststellungen nur solcher Merkmale hier verwertet wurden, die für die Bestimmung der Rasse bzw. der Rassenzusammensetzung die wichtigsten Anhaltspunkte liefern, daß die Schüler 11—15 Jahre alt waren, und daß die Ergebnisse, soweit sie Verhältnisse des noch im Wachstum befindlichen jugendlichen Körpers betreffen, nach Altersklassen besonders gegeben werden müssten. Eine Zusammenfassung ist dennoch als Endergebnis möglich.

Die folgende Tabelle möge zunächst einen Überblick geben.

Jahre alt	Anzahl	Schädel			Gesicht			Körpergröße <sup>1)</sup>			Handlänge <sup>2)</sup>			mittelfinger		
		lang	mittel	kurz	schmal	mittel	breit	ab	min	mittel	ab	min	mittel	ab	min	mittel
11	24	5	6	13	6	11	7	1610	1310	1432	168	128	145	101	81	87
12	29	—	7	22	10	16	3	1650	1350	1459	169	132	149	100	80,5	91
13	23	2	5	16	9	9	5	1700	1410	1512	188,5	135	156	116	80	94
14	24	5	7	12	9	9	6	1750	1395	1548	186,5	142	163,9	108	83	96,9
15	22	3	5	14	10	8	4	1810	1560	1693	190	155	172	112	87,5	103,6
<b>Summen:</b>	<b>122</b>	<b>15</b>	<b>30</b>	<b>77</b>	<b>44</b>	<b>53</b>	<b>25</b>	<b>—</b>	<b>—</b>	<b>—</b>	<b>—</b>	<b>—</b>	<b>—</b>	<b>—</b>	<b>—</b>	<b>—</b>

Hierzu sei bemerkt, daß ich die Handlänge und Mittelfingerlänge als Rassenmerkmal nicht unberücksichtigt lassen wollte. Für das Verhältnis der Handlänge zur Körpergröße ergaben sich folgende Mittelwerte: bei den Elfjährigen 9,84; den Zwölfjährigen 9,79; den Dreizehnjährigen 9,69; den Vierzehnjährigen 9,44; den Fünfzehnjährigen 9,84. Die Hand des Jugendlichen ist also im Verhältnis kürzer als die des Erwachsenen. Für das Verhältnis des Mittelfingers zur Handlänge fanden sich diese Mittelwerte: bei den Elfjährigen 1,67; bei den Zwölfjährigen 1,65; bei den Dreizehnjährigen 1,66; den Vierzehnjährigen 1,69; den Fünfzehnjährigen 1,66. Das Verhältnis bleibt also ziemlich dasselbe.

Die Körpergröße zeigt eine durchschnittliche Variationsbreite von 50 cm, und zwar in allen Altersstufen. Der Durchschnitt neigt zur Großwüchsigkeit.

<sup>1)</sup> Die Maßzahlen verstehen sich in Millimetern.

<sup>2)</sup> Gemessen über den Handrücken bis zur Spitze des Mittelfingers.

Bezüglich der Farbe der Haare und der Regenbogenhaut wurde folgendes festgestellt:

	brüblau	blau	blau- grau	hell- grau	grau	grau- grün	blau mit gelb oder braun	hell- braun	braun	dunkel- braun	gesamt Augenfarbe
hellblond . . . .	3	1	—	2	1	2	2	—	1	—	12
blond . . . .	10	12	3	—	—	2	5	2	1	—	35
dunkelblond . . . .	3	8	5	1	2	4	7	—	—	4	34
rotblond . . . .	1	1	—	—	—	—	—	—	—	—	2
rostrot . . . .	—	—	—	—	—	—	—	—	1	—	1
rotbraun . . . .	—	1	—	—	—	—	1	1	—	—	3
hellbraun . . . .	1	—	—	1	1	1	4	—	1	3	12
braun . . . .	1	—	—	—	1	1	2	1	1	5	12
dunkelbraun . . . .	—	—	—	—	—	1	2	4	—	2	9
schwarzbraun . . . .	—	—	—	—	—	—	1	—	1	—	2
Zusammen nach der Augenfarbe . . . .	19	23	8	4	5	11	24	8	5	15	122

Die Beschaffenheit der Haare war bei den Blondinen oder vorwiegend Blondinen gewöhnlich schlicht; von den insgesamt 84 Schülern dieser Haarsfarbe hatten jedoch 24 welliges, 1 lockiges Haar. Bei den Brünetten (insgesamt 38) fand sich bei 12 Schülern welliges Haar (darunter 1 Jude); 6 hatten lockiges Haar (darunter 1 Jude) und 3 straffes Haar; die übrigen waren schlichthaarig.

Die Form der Nase ist bei Jugendlichen noch nicht scharf ausgeprägt. Immerhin kann man behaupten, daß bei den Untersuchten die gerade Form vorherrschend war. Indessen hatten bei den Blondinen eine gerade, aber flache Nase: 5; eine aufgeworfene Spitze: 21, davon 3 auch noch flache Nasenbeine; eine unverkennbare Sattelnase: 7; eine leicht nach unten gebogene Spitze: 5. Bei den Brünetten war die Nase gerade, aber flach bei einem; leicht gesattelt bei 11; stark gesattelt bei 2; gebogen bei 6 (darunter 2 Juden). Es zeigten somit eine gerade Nase bei den Blondinen: 50; bei den Brünetten nur 18.

Die Rassenverhältnisse lassen sich weiter im einzelnen deutlicher erkennen, wenn wir nach Schädel- und Gesichtsindex folgende neun Gruppen aufstellen:

1. Langschädelig und schmalgesichtig. Blond und helläugig 2, dunkeläugig 1; alle drei unter Normalgröße. Ein Helläugiger kurzäugig<sup>1)</sup>, die beiden andern kurzäugig. — Brünett und helläugig 1 (kurzäugig), mischäugig 2 (kurzäugig 1), dunkeläugig 2 (kurzäugig 1). Unter Normalgröße 2. Insgesamt: blond 3; brünett 5.

2. Langschädelig und mittelgesichtig. Blond und helläugig 4 (unter Normalgröße 2, davon 1 kurzäugig und kurzäugig), dunkeläugig 1 (kurzäugig). — Brünett und dunkeläugig 1 (kurzäugig), unter Normalgröße. Insgesamt: blond 5; brünett 1.

3. Langschädelig und breitgesichtig. Brünett 1 (mischäugig).

1) Im Folgenden werden normale und übernormale Maße nicht genannt. Wo nichts erwähnt wird, ist also Langhäufigkeit bzw. Langäugigkeit anzunehmen. Unter Normalgröße ist der aus den Vermessungen errechnete Durchschnitt zu verstehen.

4. Mittelschädelig und schmalgesichtig. Blond und helläugig 5; davon unter Normalgröße 3, kurzhändig 2. Blond und mischäugig 2, davon kurzhändig 1. — Brünett und helläugig 2 (beide kurzfringrig), mischäugig 1, dunkeläugig 4 (unter Normalgröße 2, kurzhändig 1, kurzfringrig 1, kurzhändig und kurzfringrig 1). Insgesamt: blond 7; brünett 7; dazunter 1 Jude (dieser war unterwüchsig und kurzhändig).

5. Mittelschädelig und mittelgesichtig. Blond und helläugig 6; davon unter Normalgröße 2 (beide kurzhändig und kurzfringrig). — Brünett und helläugig 1 (besonders langhändig), mischäugig 1 (unterwüchsig und kurzfringrig), dunkeläugig 2 (davon besonders langfringrig, aber kurzhändig 1). Insgesamt: blond 6; brünett 4.

6. Mittelschädelig und breitgesichtig. Blond und helläugig 5, sämtlich unter Normalgröße; davon kurzhändig 2, kurzfringrig 2. — Brünett und dunkeläugig 1 (unterwüchsig). Insgesamt: blond 5; brünett 1.

7. Kurzsädelig und schmalgesichtig. Blond und helläugig 9; davon unter Normalgröße 5, kurzhändig 2, kurzfringrig 4. Blond und mischäugig 2; unterwüchsig 1, kurzhändig 1. Blond und dunkeläugig 1 (kurzfringig). — Brünett und grauwäugig 3, unterwüchsig 2, kurzhändig 2, kurzfringrig 1. Brünett und mischäugig 2, unterwüchsig 1, kurzhändig 1, kurzhändig und kurzfringrig 1. Brünett und dunkeläugig 5, davon 4 unter Normalgröße, kurzhändig 1, kurzfringrig 3. Insgesamt: blond 12; brünett 10.

8. Kurzsädelig und mittelgesichtig. Blond und helläugig 12; davon unter Normalgröße 6, kurzhändig 6, kurzfringrig 4, kurzhändig und kurzfringrig 2. Blond und mischäugig 7; davon unterwüchsig 4, kurzhändig 3, kurzhändig und kurzfringrig 1. Blond und dunkeläugig 5; davon unter Normalgröße 1, kurzhändig 1, kurzfringrig 1, kurzhändig und kurzfringrig 1. — Brünett und helläugig 2 (unterwüchsig 1, der andere 1 Jude, kurzfringrig); dunkeläugig 5; alle drei unter Normalgröße, kurzhändig 2. Insgesamt: blond 30; brünett 7, dabei 1 Jude.

9. Kurzsädelig und breitgesichtig. Blond und helläugig 12; davon unter Normalgröße 7, kurzhändig 6, kurzfringrig 1, kurzhändig und kurzfringrig 1. Blond und mischäugig 5, alle unterwüchsig und kurzhändig. Blond und dunkeläugig 1 (kurzfringig). — Brünett und grauwäugig 1 (unterwüchsig und kurzhändig); dunkeläugig 1 (unterwüchsig und kurzhändig). Insgesamt: blond 16; brünett 2.

Die Zusammenstellung zeigt, daß die blonden Kurzsädel am stärksten vertreten sind. Das deutet auf starke ostische Mischung mit nordischem Einschlag. Die Variationsbreite ist hier natürlich beträchtlich, wie folgende Beispiele lehren. Ein Fünfzehnjähriger ist 181 cm groß, Schädelindex 82,5, Gesicht 82,7, Nase gerade, Augen hellbraun; ein sehr kleiner Zwölfjähriger dagegen hat im Schädelindex: 87,2, Gesicht 84,5, Nase gesattelt, ist hellblond, blauäugig. Auch bei brünett dominierender Ostmenge finden sich solche Gegensätze. Den kürzesten Schädel (91,6) hatte ein Zwölfjähriger, dazu ein schmales Gesicht (90), sehr klein, dunkelbraune Haare, hellbraune Augen, Nase flach; dagegen ein Dreizehnjähriger mit langem Schädel (74,4) und breitem Gesicht (81,9), Haare hellbraun, Augen graubraun, Nase nur wenig gesattelt, überschnittsgroß. Reintassige Ostmenschen sind indessen kaum zu finden; anzähnen rein ist nur einer (Schädel 88, Gesicht 80,5) unter den Elfjährigen; er war der kleinste unter ihnen (151 cm), Augen hellbraun, flachnasig, die Haare allerdings rotbraun und wellig.

Den längsten Schädel (69,5) wies ein Elfjähriger vorwiegend westlicher Rasse auf, Gesicht 90,9. Überhaupt war diese Rasse stärker vertreten, als man annehmen sollte; ich rechne dazu mit einiger Vorsicht 3 Jungen, die ziemlich sicher westisches Blut führen. Das sind 12,5%. Die Herkunft war entweder aus dem westlichen Deutschland zu bestimmen, oder aus Österreich (Wien). Bemerkenswert ist die Frühreife, die diesen Jungen auch hier im Norden teilweise erhalten geblieben ist; so hatte ein Vierzehnjähriger schon kräftigen Bartwuchs, Größe 178 cm, obgleich er zweifellos auch nordisches Blut führte.

Noch deutlicher zeigte sich der Bartwuchs bei einem sechzehnjährigen Wiener, der hier nicht einbezogen worden ist.

Dinarisches Blut ist in bescheidenem Umfang auch nachzuweisen. Gewöhnlich sind das Kurzschädel mit schmalen Gesichtern, mit braunen Haaren und gewöhnlich auch brauen Augen. Reintassig habe ich keinen gefunden, wohl aber mehrfach groteske Kopfformen bei Mischung mit nordischem Blut. Der Oberschädel zeigte dort Neigung zu Kürze, bauchte sich dann aber hinten in Augenhöhe unvermittelt aus. Der eine Knabe mit rostrottem Haar gehört hierher.

Nordisches Blut endlich läßt sich in mehr oder weniger starkem Maße bei der weitaus größten Menge der Jungen erkennen; trotzdem fand ich nur einen, den ich für ziemlich reintassig hielt, er hatte aber nur einen mittleren Gesichtsindex. Vorwiegend nordische Jungen waren am zahlreichsten unter den blonden Mittelschädeln anzutreffen.

## Besprechungen.

*Buttersack, F.: 1926. Wider die Minderwertigkeit! Die Voraussetzung für Deutschlands Gesundung. Skizzen zur Völkerpathologie. Monographien zur Frauenschule und Konstitutionsforschung, herausgegeben von M. Hirsch, Nr. 10. C. Rabitsch, Leipzig, 81 Seiten. Preis geb. M. 3.75.*

In eindringlicher Weise stellt der Verfasser die Gefahren dar, welche — infolge der Zunahme der Minderwertigen — Volk, Staat und Kultur bedrohen. Der Verfasser wendet sich gegen die heute herrschenden individualistischen Humanitätsideen und betrachtet das Problem von dem Ganzheitsstandpunkt aus, der das Einzelwohl dem Gesamtwohl unterordnet. Die erschreckend hohen Zahlen der Minderwertigen sowie die Unkosten, mit welchen sie die Allgemeinheit belasten, werden — soweit dies aus den verfügbaren Quellen möglich ist — abgeschätzt. Als Mittel zur Abhilfe dieses Übels wird die Außererte durch Asylierung und Sterilisierung vorgeschlagen. Die den rassenhygienischen Kreisen vertrauten Gedankengänge werden vom politischen und kulturhistorischen Standpunkt aus behandelt; die biologischen Grundgedanken flingen jedoch immer wieder durch. Die Schrift ist dem Reichspräsidenten von Hindenburg gewidmet, und so darf man wünschen und hoffen, daß sie bei politisch maßgebenden Persönlichkeiten Eingang findet. Gerade deswegen wäre es wünschenswert gewesen, daß der Verfasser gegenüber dem umfangreichen Schrifttum kritischer verfahren wäre. Auch eine die Schwierigkeit vieler Probleme mehr berücksichtigende, somit umfassendere und tiefgründigere Be-

arbeitung mancher Fragen (z. B. Sterilisierung) würde die Wirkung der Schrift noch erhöht haben. Eine Gleichsetzung der Tuberkulösen mit den Minderwertigen, wie wir sie auf Seite 23 und 26 finden, ist keineswegs berechtigt. Auf einige vererbungswissenschaftliche Tertümer sei kurz hingewiesen: Seite 24 oben: Welche Eigenschaft bei entgegengesetzter (heterozygoter) Veranlagung sichtbar in Erscheinung tritt, wird nicht durch „äußere Reize“, sondern durch den jeweils vorliegenden Vererbungsmodus entschieden; wenn auf Seite 45 von der „Vergilbung“ des Erbgutes unseres Volkes durch die „Herrinnahme minderwertiger Elemente“ gesprochen wird, so können in diesem Zusammenhang — bei voller Wahrung der nationalen Ehre — weiße und farbige Franzosen nicht gleichgesetzt werden; auf Seite 64 werden „verdorste Höflichkeit, Rücksäßige, Gewohnheitsverbrecher, Unverbesserliche“ auf eine „antisoziale Homocystotie“ zurückgeführt; auch wenn wir die — vererbungswissenschaftlich abzulehnende — Annahme gelten lassen wollten, daß es „antisoziale“ Erbschaften gäbe, wäre es durchaus denkbar, daß dieselben sich auch heterozygot manifestieren; hierfür würde die Erfahrung sprechen, daß sich in vielen Familien antisoziale Elemente in ununterbrochener Generationenfolge nachweisen lassen.

O. v. Derschuer, Berlin-Dahlem.

Eugen Fischer: Rasse und Rassenentstehung beim Menschen. Sammlung „Wege zum Wissen“. Verlag Ullstein, Berlin 1927.

Ein handliches Büchlein, in dem der be-

kannte Rassenforscher in übersichtlicher und leicht verständlicher Form alles das zusammengefaßt hat, was der Sachmann nach dem heutigen Stand der „Wissenschaft vom Menschen“ mit einiger Sicherheit über den Rassebegriff und über das Entstehen der Menschenrassen aussagen kann. Zunächst werden Rassebegriff und Rassenelemente unter biologischem und vergleichungswissenschaftlichem Gesichtswinkel erläutert. Dann wendet sich der Verfasser der Frage zu, wie man sich die Entwicklung „des Menschen“ und der Einzellerasen zu denken hat. Als eine der Hauptursachen für die Bildung der letzteren glaubt Fischer die „Domestikation“ ansehen zu müssen, d. h. die Tatsache, daß der Mensch sich schon verhältnismäßig früh durch Schafzucht von Wohnstätten und durch Benutzung des Feuers, durch Verwendung von Waffen, Geräten und Kleidung von vielen unmittelbaren Einwirkungen der Umwelt (besonders auch des Klimas) unabhängig mache; im Zustande der Domestikation sind ja, wie wir von unseren Haustieren wissen, viele Form- und Farbvarianten vor der Vernichtung geschützt, die sie im Zustande des Wildlebens aussterben, weil sie dessen starken Ansprüchen nicht entsprechen. Die Bildung der Einzellerasen ist nach Fischer auch dadurch stark begünstigt worden, daß die Menschheit sich schon sehr früh über weite Ländereiche und viele Klimazonen ausbreite, also unter sehr mannigfache Umweltbedingungen gelangte, die ausköstend verschiedene Typen züchteten. Zweifellos hat der Verfasser auch recht, wenn er der „geschlechtlichen Auslese“ einen sehr großen Anteil an der Rassentwicklung zuschreibt: mehr oder weniger bewußt hat die eine Rasse dieses, die andere jenes „Schönheitsideal“ geschüchert; noch heute finden wir ja rassengemäß außerordentlich verschieden Begriffe von „Schönheit“.

Ausführlich sind dann die besonders die heutige Anthropologie interessierenden Fragen der Rassenkreuzung und Konstitution behandelt. Das Verhalten der einzelnen Rassenelemente bei Kreuzung hat ja Fischer als erster ausführlich studiert und dabei festgestellt, daß mindestens sehr viele Merkmale sich nach den Mendelschen Regeln vererben. Fischer meint, man könne aus diesen Tatsachen vielleicht den Schluss ziehen, daß die gesamte Menschheit einer einzigen „Art“ (Spezies) angehöre und daß die „Menschenrassen“ nur Varietäten seien; er gibt allerdings zu, daß diese Frage noch nicht entschieden ist, denn recht viele Erwägungen sprechen doch auch für die schon

von Broca verfochtene Auffassung, daß die „Menschenrassen“ gut definierte „Arten“ sind! Recht interessant ist der, wenn auch kurze, Abschnitt über „Rassenverbreitung“, „Rassendauer“ und „Rassenuntergang“; es wird gezeigt, daß die menschlichen Rassen in hohem Grade „Dauertypen“ sind und daß der Lebensstrom der Rasse an sich unsterblich ist, daß Rassen durchaus nicht untergehen müssen, daß sie nur dann der Vernichtung amheimfallen, wenn ungünstige Auslese ihr wertvolles Erbgut vernichtet.

Das Endkapitel endlich handelt von dem Verhältnis von „Rasse“ und „Volk“, zwei Begriffen, die sich zwar „grundfährlich und begrifflich fremd“ sind und daher scharf auseinandergehalten werden müssen, die man nicht miteinander verwechseln darf — wie es leider immer wieder geschieht — die aber trotzdem innig miteinander zusammenhängen, denn jedes Volk besteht aus einer Rasse oder — meist — aus der Mischung mehrerer. Es ist die „Politische Anthropologie“, die sich mit diesen Problemen beschäftigt. Hierher gehören auch Fragen, wie „können die erblichen Rassmerkmale den einen sozialen Verband zusammengehörenden Individuen auch Leben und Schicksal dieses Verbandes beeinflussen?“, wobei weniger an die sichtbaren körperlichen (morphologischen), als an die physiologischen (Anpassungsfähigkeit, Widerstandsfähigkeit gegen Krankheiten usw.) und besonders an die geistigen Rasseneigenschaften gedacht werden muß. Und Fischer kommt zu dem Schluss: „Es kann gar kein Zweifel sein, daß das Schicksal der Stämme, Völker und Staaten aufs stärkste und entschiedenste von der rassennäßigen Natur ihrer Träger beeinflußt ist. Auch Weltgeschichte ist ein Studi Rassengeschichte.“

Zu bedauern ist, daß der Verlag dem Büchlein nur so wenig Abbildungen bewilligt hat; Ausführungen über anthropologische Fragen, die nicht durch ein reiches Abbildungsmaterial unterstützt werden, fordern vom Leser eine plastische Vorstellungskraft, die eigentlich nur der Sachmann besitzen kann.

O. Reche.

**Viktor Geramb:** Volkskunde der Steiermark. 72 S., 46 Abb., 4 Karten. Schulwissenschaftl. Verlag Haast. Wien. 1928.

Der tüchtige Vorstand des steirischen Volkskundemuseums gibt in diesem „Grundriss“ eine inhaltreiche, gedrangte Überschau des gesamten Gebietes, die vor allem zur Einführung der erbofften Mitarbeiter (namentlich der Geistlichen und der Lehrer auf dem Lande) bestimmt ist, aber auch zu-

gleich sich wohl eignet, dem landesfremden Reichsdeutschen einen Einblick in den Reichtum steirischen Volkslebens zu gewähren. Die hübschen farbigen Karten der Slutz- und Siedlungstypen (nach der Arbeit von M. Sidaritsch, 1925) sind eine wertvolle Beigabe, das reiche Schriftumsverzeichnis eine willkommene Anregung für Vertiefung und Weiterforschung.

G. Feiß.

**Georg Hüsing:** Die deutschen Hochzeiten. Mit 11 Abb.; XVI u. 144 S. Wien 1927. Verlag: Eichendorff-Haus, Wien I. Geb. M. 2.50.

Das kleine Büchlein des Wiener Indogermanisten sucht Sinn und Kunstfertigkeit zu entzätseln. Es bringt viel Interessantes; freilich auch manche geswagte Annahme und Ausdeutung. Wenn z. B. trotz bestimmter Forschungsergebnisse St. Kämmernis auf altgermanische Vorstellungen zurückgeführt wird, so muss dem widersprochen werden. Bei aller Achtung vor unserem altgermanischen Erbgut darf auch keineswegs übersehen werden, daß manches davon nur in christlichchristlichem Gewande noch lebendig, noch volkstümlich ist; und daß manche Festzeit doch ihre Eigenart und gerade das Wertvollste dem Christentum verdankt, hätte verdient ausgesprochen zu werden. Germanicum und Christentum haben für unser Volk gleich große Bedeutung.

An Hüsings Gedanken, die Rechtschreibung zu verbessern, ist manches richtig. Aber ein solches Buch ist kaum das geeignete Versuchsfeld dafür.

G. Feiß.

**Anmutu im Papualande.** Von Missionar Kepfer. 1928. Gloden-Verlag, Nürnberg. M. 3.50.

Auf dieses Büchlein von 150 Seiten mit vorbildlich vornehmer Ausstattung sei die Leistung von V. u. R. ernstlich aufmerksam gemacht. Es zeigt, wie die deutschen Missionare nicht europäischen, sondern bodenständiges, dem Volkstum der Papuastämmen angemessenes Christentum brachten; es macht, indem es Einblick in die tatsächliche Kulturausbildung der Mission gewährt, aus Gegenwart der Mission Freunde derselben; endlich aber, und das ist für den rassenkundlich Geschulten ein Hochgenuss, erleben wir nicht nur die praktische Anwendung des Christentums auf eine bestimmte Rasse, die unserer ostasiatischen so ähnlich ist, sondern dürfen auch innerlich mit teilnehmen, wie Missionar Kepfer selbst z. T. im Kampf gegen seine rassisch bestimmte Naturanlage und doch wieder sicher geleitet von dem Gefühl seiner vorwiegend

nordisch-dinarischen Art von dieser aus den Weg zu den Heidenherzen findet. Eine Menge Lichtbilder schildert Land und Leute dieser unterer ehemaligen Kolonie in Neu-Guinea. Das Büchlein ist berzeugend und spannend zu lesen; es geht da „nicht hoch und geistlich“ her, aber sehr „menschlich“, und gerade das fesselt und wirkt.

Ernst Pauli.

Unter den rassenkundlichen Büchern ist rühmlich eines kleinen Werkes des Wiener Professors Dr. Gust. Krautschky zu gedenken, das kürzlich in Wien erschien (Burgverlag) und zu einem unglaublich billigen Preise (2 M.) auf c. 150 Seiten das gesamte Gebiet der Rassenkunde in klarster und allgemeinverständlicher Weise umreicht. Dabei enthält es auch noch 10 Bildtafeln und eine Menge Zeichnungen. Es trägt den Titel: Rassenkunde mit besonderer Berücksichtigung des deutschen Volles, auch in den Ostalpenländern. Verdienstlich ist daran auch weiterhin seine Einführung in die Urgeschichte und in die gesamte Biologie, die Erblichkeitslehre am Anfang und die Darlegung der Rassenzugehörigkeit aller europäischen Völker in der zweiten Hälfte des Buches. Eine bessere Einführung in die Rassenlehre von kurzer und wohlsießer Art, besonders auch für die Jugend geeignet, ist gar nicht denkbar als Krautscheks Werkchen.

Dietrich Bernhardi.

**Grenzmark Posen-Westpreußen.** Ein Heimatbuch von Franz Lüdtke. Mit 75 Textabbildungen und 9 zum Teil farbigen Kunstsbeilagen von Arthur Berger, Robert Budzinski, Arthur Haupt, Werner Rathmann, R. G. Roderer und Richard Strauß. VIII und 404 Seiten Octav mit 1 Karte. Verlag Friedrich Brandstetter, Leipzig C 1, 1927. In Künstlerband (Ganzl.) geb. M. 10.—.

Was uns der Verfasser Raum von zwei blühenden deutschen Provinzen ließ, ein schmaler Streifen Landes von Hinterpommern bis nach Schlesien, ist zu einer neuen Provinz zusammengefaßt, die die Erinnerung an die beiden verstümmlten Provinzen, aus deren Überbleibseln sie sich zusammensetzt, lebendig erhalten, den Gedanken an ihre Wiederaufrichtung nicht untergehen lassen soll. Ein uneinheitliches, zerstreutes Gebiet, ist es doch rasch zusammengeschmiedet worden durch den deutschen Gedanken, der in diesem Heimatbuch schönsten und stärksten Ausdruck gefunden hat.

Wie soll man den überquellenden Reichtum dieses Buches in einer kurzen Anzeige nachdringen lassen? In anmutigem Wechsel

von Prosa und Dichtung, überreich mit trefflichen Bildern ausgestattet, führt es uns von den grauen Zeiten der Vor- und Frühgeschichte (George Kuny), an Manfred Lauberts kundiger Hand durch die wechselseitige Geschichte, lädt uns die Polenkämpfe nach dem Zusammenbruch von 1918 mit allem ihrem, leider selbst in der deutschen Heimat noch so wenig geskannten und gewürdigten Heldenmut mitzuerleben und knirschend das schmachvolle Elend des Schneidemüller Ortsentlassers schauen. Die kurzgefassten Geschichten der einzelnen Städte und Kreise des Gebiets zeigen uns immer wieder die gleichen Bilder eines fest eingewurzelten Deutschlands, das selbst nach Jahrhunderten polnischer Wirtschaft noch unerschüttert dastand; zeigen immer und immer, ja selbst unter der Polenherrschaft wiederholten und von polnischen Machthabern herbeigerufenen deutschen Aufbau. Dazu eine reiche Fülle von Aussagen, die Bäder und Kirchen, Kunstdenkmäler (Julius Rothe), Mundarten und viel Volkskundliches, nicht minder Literarisches, Kulturgeschichte, Verkehrs geschichte, Wirtschaftsleben und Industrie, Vogel- und Pflanzenleben, Naturdenkmäler — kurz alles behandeln, was im Leben dieser aus Trümmern zusammengerafften Provinz irgendeine Rolle spielt.

Einem Werk gegenüber, das sich an breitesten Kreise wendet und dem ein tiefstes Eindringen in sie zu wünschen ist, darf man die wissenschaftliche Goldwage nicht zu streng handhaben. Immerhin muß an gemerkt werden, daß die Bezeichnung der Semnonen in der Lausitz und östlichen Mark Brandenburg als „mutmaßliche Träger“ der Lausitzer Kultur (S. 22) doch etwas zu läufig ist. Die auf S. 195 gegebenen Etymologien sind fragwürdig. Ende des 5. Jh. als Abschluß der slawischen Besiedlung (S. 206) ist um rund hundert Jahre zu spät angegeben.

Die Haupsache ist doch der starke deutsche Geist, der das ganze durchweht und aus allen Worten dieser ostmärkischen „Träger deutschen Kampfes auf der Wacht an der Weichsel“ zu uns redet. Er findet seine schärfste Prägung in Lauberts Worten: „Ohne Erhaltung und Wiederherstellung des deutschen Ostens kein Aufstieg, keine Freiheit!“ und der verblümte Rumpf der Grenzmark „schreit in alle Winde binaus, was man uns angetan, unvernarbar, unheilbar, eine Schicksalsfrage Europas“. Mag auch die Hoffnung dieses auf deutschem Boden gewachsenen und deutschem Geist entspringenden Heimatbuches die unsere sein, daß das gemeinsame Unglück uns

fester zusammenschmieße, als früher das Glück, und uns endlich die innere Gesundung bringe.

G. Witte.

Oswald Menghin: Einführung in die Ur- und Frühgeschichte Böhmens und Mährens. 112 Seiten, 69 Abb. Sudetendeutscher Verlag Franz Braus, Reichenberg 1926. Karton. M. 3.50.

Die Arbeit des bekannten Wiener Prähistorikers eröffnet die vorgeschichtliche Abteilung der Verdöffentlichungen der Anstalt für Sudetendeutsche Heimatsforschung. Sie gibt die erste deutsch geschriebene Zusammenfassung der Forschungsergebnisse, und ist um so beachtenswerter, als sie eine rein sachliche, sehr normendie Kritik jener tendenziell tschechischen Prähistoriker bringt, die aus falschem Nationalstolz in Mißachtung der außerböhmischen Fundstücken die Bodenständigkeit des tschechischen Volkes behaupteten. Menghins Schrift vermittelt auch dem Leser ohne Vorkenntnisse ein anschauliches Bild der mannigfachen vorgeschichtlichen Kulturräume in den Sudetenländern: wer etwa bei der notwendigerweise knappen Darstellung der Untergruppen den Überblick verlieren sollte, kann sich an Hand der beigegebenen Übersicht leicht zurechtfinden. Daß der Verfasser nach der Befreiung der einzelnen Kulturoperioden jeweils einen Abschnitt über „Rasse und Sprache“ folgen ließ, ist sehr zu begrüßen; die von ihm beobachtete vorliebige Zurückhaltung ist eine deutliche Warnung gegenüber der so manchmal auftretenden Sicht, selbst die frühesten vorgeschichtlichen Kulturen mit Bestimmtheit einzelnen Völkern zuzuschreiben. Sehr erwünscht ist die Beilage der zahlreichen Abbildungen; vielleicht ließen sich bei einer Neuauflage die erstaunlich verwandten schematischen Zeichnungen durch anschaulichere Bilder ersetzen, namentlich da, wo sie sich häufen (Gallstattzeit). Daß der letzte Abschnitt (römische und merowingische Zeit) sehr gekürzt gesetzt ist, erklärt sich wohl durch selbständige Behandlung dieser Perioden in Heft 3 der gleichen Sammlung. Da die böhmischen vorgeschichtlichen Verhältnisse für die Beurteilung der tschechischen Ansprüche von Wichtigkeit sind, verdient die zuverlässige unterrichtende Schrift Menghins (die übrigens einen für weitere Studien sehr wertvollen Literaturanhang enthält) die Beachtung weiterer Kreise, nicht nur der Vorgeschichtsforscher und -freunde.

G. Teiß.

Professor Robert Mielke: Siedlungskunde des deutschen Volkes und ihre Be-

ziehung zu Menschen und Landschaft. München 1927. J. S. Lehmanns Verlag, geb. M. 8.—, geb. M. 10.—.

In der Gegenwart, wo vieles altüberlieferte Erbgut des deutschen Volkes gefährdet erscheint und auch die Wohnweise und die Siedlungsweise, die Jahrhunderte unserer Wirtschaft und unserem Wollen sich angepaßt hatte, von starken Veränderungen bedroht wird, ist es ein doppeltes Verdienst, uns die alten Zustände in ihrer geschichtlichen Begründung und ihrem hohen städtischen und ländlichen Wertes zu zeigen. Für die Darstellung der deutschen Siedlungsverhältnisse gab es keinen Verfasseren, als Robert Mielke, da dieser seit Jahrzehnten tätig an der Erforschung der Formen deutscher Siedlung mitwirkt und seine reichen Kenntnisse in zahllosen Sonderdrucken und einigen Büchern zusammengefaßt hat. Mielke ist nicht einer von denen, die von der Studierstube aus Landes- und Volkskunde treiben, sondern er hat seine Kenntnisse selbst erwandert. Das merkt man auf jeder Seite seines Buches an der Anschaulichkeit seiner Schilderung, an der Frische des Stils und an der Wärme, die vom Forscher auf den Leser überträgt und auch diesen teilnehmen läßt an dem großen Erlebnis deutscher Siedlungsforschung. Wem das Siedlungswohl unseres Volkes mehr ist als eine bloße wissenschaftliche Angelegenheit, wer darin einen Spiegel unserer vollhafte Eigenart erkennt und eine der Grundlagen für unsere vollhafte Zukunft, der wird sich gerne von Mielke einführen lassen in den hier vorliegenden Reichtum deutscher Geschichte, Kraft und Schönheit. Er wird gerne mit dem Verfasser die Ebene, das Mittelgebirge und das Hochgebirge durchwandern, Umschau zu halten über die geographischen, wirtschaftlichen und stammesmäßigen Ursachen dieses Reichtums.

Mielkes über 300 Seiten umfassendes Werk geht von der vorgeschichtlichen Siedlung in Europa aus, streift die keltischen und slavischen Verhältnisse und besaßt sich eingehend mit der germanischen Siedlung, die er nach Landshaft und Kolonisationsgeschichte in 4 Hauptgruppen behandelt, Ebene, Mitteleutschland, Hochgebirge und Ostdeutschland. Der niedersächsischen Siedlung der Ebene folgt er in den Hauptformen, nämlich dem Einzelhof, dem Haufendorf, dem Runddorf und Straßendorf, um sich dann mit der Stadt und den Ursachen ihrer Gestaltung zu befassen. Nach Vorführung der Freien und der niederdeutschen Gebiete außerhalb Deutschlands wird innerhalb der mittels-

deutschen Siedlung das fränkische, bessische und thüringische Wesen geschildert, schließlich der Formenreichtum schwäbischer Art in Elsass, Baden und Württemberg und das kraftvolle Wesen des Bayerntums innerhalb und außerhalb des Reichs behandelt. Welche Besonderheiten Schweiz und Tirol entwickeln, das sehen wir bei den Formen des Hochgebirges. Zum Schluß erkennen wir bei der Eindeutschung des Ostens die Kraft und Zielbewußtheit deutscher Geistes und deutscher Wirtschaft. Ein Schlusssatz zeigt sich mit der modernen Siedlung auseinander, läßt ihre Aufgaben und weist zu deren Lösung Wege.

Streng wissenschaftliche Durchdringung des überreichen Stoffes unter Beranziehung zahlreicher Schriftquellen, sowie die Veranschaulichung des Textes durch 78 klug ausgewählte und vorzüglich gelungene Abbildungen erhöhen den Wert des fesselnd geschriebenen Buches, dessen Inhalt der Leser fast stets mit Spannung verfolgt. Zu loben ist auch die Beigabe von 6 Übersichtstabellen, welche die Formen des Altertums, der ausgeredtschen Völker, die zahlreichen germanischen Siedlungsformen, die Haustypen und die Stadttypen im Grundsatz anschaulich vorführen. Der sorgfältig angelegte Orts- und Sachweiser umfaßt nicht weniger als 10 Seiten, eine große Erleichterung für den Benutzer des Buches, das als rechtes Werk zur rechten Zeit sicher eine große Verbreitung bei allen jenen Deutschen finden wird, denen die Heimat mit ihren Wohnstätten eine Anlehnung des Herzens ist.

Dr. Wilhelm Pessler.

**Moreck:** Das weibliche Schönheitsideal im Wandel der Zeiten. Verlag Franz Hansstaengl, München 1928. Geb. M. 20.—.

Das Buch ist sehr geschmackvoll gebunden, vom Verlag mit Bildern so wohl ausgestattet, daß es durchaus als verhältnismäßig billig zu bezeichnen ist. Der Verfasser berichtet über das weibliche Schönheitsideal bei Ägyptern, Israeliten, Arabern, Persern, Osmanen, Indern, Chinesen, Japanern, Kretern, Hellenen, Etruskern, Römern und Germanen, geht dann auf das Schönheitsideal der europäischen Völker bis ins 19. Jahrhundert ein. Leider ist der Verfasser in der Hauptsache über oberflächliche Aufzählungen nicht hinausgekommen. Ein Buch wie etwa Abrem, *Das Weib in der griechischen Kunst*, möge für eine zweite Auflage andeuten, wie ein solcher Gegenstand vertieft zu behandeln ist. Hätte Moreck eine solche Vertiefung angestrebt, so wäre das auch seiner Schreibweise zugute ge-

kommen, die öfters in die eines Salons gebrachten für „angestiege“ Damenhoderschaft versäßt. Der Gegenstand wäre aber einer ganz anderen Bedeutung fähig. Auffällig ist es, daß dem Verfasser rassisches Einfluß ganz entgangen sind. Sein Buch zeigt doch deutlich die Bedeutung der nordischen Menschen für das Schönheitsideal aller der Völker, in denen er vertreten war oder ist. Möge der Verfasser in z. Aufl. die Vertiefung und Sicherung seiner Anschaufungen bezeugen, deren sein Buch wert ist.

H. S. R. Günther.

*Altgermanisches Frauenleben*, herausg. von Ida Naumann bei Eugen Diederichs in Jena 1928, M. 2.—

Das ist ein Büchlein, an dem Mann und Weib und Kind, soweit es noch nordisch oder überhaupt heidisch empfindet, seine hellen Freude haben wird. Aber auch der kultig geschichtlich Erwachte wird darin eine vortreffliche Zusammenstellung von Urunden nordischen Frauenlebens entdecken. Hier kann man sehen, was für heldenmütige Frauen die Hreaven und Töchter unserer Vorfahren waren. Erinnert si nur an die Helga, die sich beim Überfall des Hroðes, nach dem Fallen ihres Mannes bei Flucht ins Meer wirst, mit dem 4-jährigen Jürgsten im Arm, ihn an die Küste rettet, zurück schwimmt und den auf halbem Wege ihr nachfliehenden Achtjährigen, der sich kaum mehr über Wasser halten kann, auch noch in Sicherheit bringt! Man vergleiche damit unsre heutigen Lievpuppen. Das tut nicht so leicht eine nach. Und dabei hat die Herausgeberin die Schattenseite in keiner Weise verschwiegen. Sie entnimmt ihre Kulturzeugnisse der Edda, Tacitus u. a. antiken Quellen, vor allem aber der für germanisches Leben so auffällig ergiebigen Nord arðage (Deutsch in Sammlung Thule im gleichen Verlag). Dies ist auch eins von den Büchern, die bei Gebhren deren Mängeln alle Vorzüglichkeiten „Indianergeschichten“ enthalten, dazu besonders noch den, daß sie auch von Frauen und Mädchen, ja von diesen besonders, mit größtem Genüsse und Nutzen gelesen werden können. Dietrich Bernhardi.

*Germanische Wiedererstehung. Ein Werk über die germanischen Grundlagen unserer Gesittung*. Herausgegeben von H. No. lau. Zeitschr. 1928. A. Winters Univ.-Buchhandlung, 700 S. Geb. M. 25.—

Das prächtige Werk gibt eine Schilderung der altgermanischen Gesittung, der Umwidung und Unterdrückung ihrer Werte durch Überseemund und ihrer Wieder-

erstehung in neuerer Zeit. Die einzelnen Teile werden von maßgebenden Sachleuten behandelt; wie nennen nur Univ.-Prof. Lauffer-Hamburg (altgerm. Kultur; Volksbrauch), Univ.-Prof. A. Heusler-Basel (Sitten), Univ.-Prof. Cl. v. Schwerin-Hamburg i. Br. (Recht) und Hochschulprofessor L. Haupt-Hannover (Baukunst). Mit diesem Buch wird zum ersten Male eine wertvolle Forscherarbeit von Jahrzehnten in umfassender, verlässlicher Darstellung einem weitern Leckkreis zugänglich gemacht; es ist trefflich geeignet, tieferes Verständnis für unser germanisches Erbgut zu erwecken und zugleich der Besinnung auf die Grundlagen unserer Kultur wie ihrer Erneuerung und Fortführung zu dienen. Eine kleine Anzahl vorzülicher Bildbeigaben erhöht den Wert des Buches, das weite Verbreitung verdient. Wir behalten uns vor, auf einzelne Abschnitte ausführlicher zurückzukommen.

H. Deiß.

Fritz Bödder: *Die sächsische Schalenfibeln der Völkerwanderungszeit als Kunstdenkmal und feldarchäologisches Leitsossil*. (38 Seiten, 7 Taf., 6 Taf.) Sonderdruck aus „Göttinger Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte“. Göttingen 1927. Vandenhoeck und Ruprecht. Preis M. 4.—

Die Schalenfibeln gehörten der Zeit vor der Wanderung der Sachsen nach England an. Besonders beachtenswert ist ihr Auftreten in Nordfrankreich und Belgien, in jenem Gebiet, dessen Seebezirk in der spät-römischen Notitia Dignitatum als „Sachsenküste“ genannt wird. Für die Geschichte der sächsisch-römischen Beziehungen sind diese Fibeln sehr wichtig, wenn darüber auch erst nach Abschluß der Forschungen des Verfassers ein endgültiges Urteil möglich ist. Auf Einzelheiten der Datierung und der Einreihung in das Gesamtbild der sächsischen und der (vielleicht zu wenig berücksichtigten) spätromischen Kunst können wir hier nicht eingehen. Eine Erfüllung von leicht verdeutlichen Ausdeutungen, wie Affinität und Assoziationen (Begegnungen!) wäre begrüßenswert. Erfreulich ist, daß des leider früh gefallenen H. Plettke Arbeitsgebiet, die Schuhgeschichte des Sachsenstammes nun von deutscher Seite wieder tatkräftig in Angriff genommen wird.

H. Deiß.

Edward Schröder: *Die deutschen Burgennamen*. 12 Seiten. Sonderdruck aus „Göttinger Beiträge zur deutschen Kulturgeschichte“. Göttingen 1927, Vandenhoeck und Ruprecht. Preis RM. 1.—

Der vorliegende Vortrag des bekannten

Germanisten vermittelt ein anschauliches Bild von den verschiedenen Schichten der deutschen Burgennamen, die zum großen Teil dem gesamten deutschen Sprachgebiet gemeinsam, in einigen Fällen dagegen für bestimmte Stämme bezeichnend sind: so die Namen auf „*horst*“ für die Niedersachsen, die auf „*stein*“, „*fels*“, „*ek*“ für die Oberdeutschen, von denen aus sie dann allmählich nach Norden vorstossen. Es ist eine weite Überschau von Aszburgium bis zu Sanssouci und zur Eremitage, die sich im raschen Fluge des Vortrages dem Leser darbietet.

H. Teiß.

C. Schuchhardt, Die frühgeschichtlichen Festungen in Niedersachsen. Niedersächsische Heimathücher, herausgegeben von H. Schwanold, Bd. 5, Bad Salzuflen, Georg Schade.

Carl Schuchhardt beschreibt uns hier mit einer kostlichen Gabe. Aus mehreren Jahrzehnten harter Grabungs- und Forschungskleinarbeit nun das Wissenswerteste und Lebensvollste dem, für den doch alle seine Forschungen bestimmt sind, dem niedersächsischen Volke, zu erzählen, ist eine Aufgabe, die Schuchhardt, dem Gelehrten und Künstler, auf den Leib zugeschrieben war. Es war selbstverständlich, daß er sie glänzend löste und ein Buch schuf, das allen ähnlichen Unternehmungen in seiner ganzen unverwölklichen Freiheit ein leuchtendes Vorbild sein sollte. Der stoffliche Umfang des nur 120 Seiten starken Werkes ist beträchtlich. Von den Alzermanen zu den Römern im Westfälischen, von dort zu den sächsischen und fränkischen Burgen und Königshöfen bis zu den Werken des späten Mittelalters, und dem allem wird noch ein zusammenfassendes Kapitel von besonderem Werte an-

gefügt. Wer so von Liebe erfüllt ist, wird Liebe weden.

Schwanbeck Hamburg.

K. Simon: Higliches Kunstgerät aus deutscher Vergangenheit. 127 Seiten, davon 110 Seiten Bilder. Verlag: A. A. Lange-Wiesche, Königstein i. Taunus. M. 2.20.

Eine entzückende Sammlung von Kleinstplastik aus dem letzten 1000 Jahren, die kulturgeographisch und volkskundlich wertvolles Material aus allen deutschen Gauen vorsieht; ein prächtiges Geschenkwerk, das jedermann mit Freude zur Hand nimmt. Das Büchlein reiht sich den rühmlich bekannten „Blauen Büchern“ würdig ein.

H. Teiß.

Nordische Volkskundforschung. Vier Vorträge von R. Krohn, R. Th. Christianen, C. W. von Sydow, H. Ussing. Im Auftrage des Verbandes deutscher Vereine für Volkskunde herausgegeben von John Meier. Leipzig. Friedrich Brandsreiter. 1927. 50 S. 20. Preis geheftet M. 1.20.

Das vorliegende Büchlein hat das Verdienst, vier auf der Kieler Volkskundestagung von 1926 gehaltene Vorträge über Entwicklung und Stand der volkskundlichen Arbeit in den nordischen Ländern bequem zugänglich zu machen. Sie enthalten beachtenswerte Gesichtspunkte und wertvolle Erfahrungen und bringen es dem deutschen Leser nachdrücklich zum Bewußtsein, daß es um die Organisation der volkskundlichen Forschung in den stammverswandten nordgermanischen Ländern bedeutend besser bestellt ist, als in Deutschland. Möge die Schrift erfolgreich für die Errichtung eines deutschen Instituts für Volkskunde werben.

H. Teiß.

## Mitteilung.

Ab 1. Januar 1928 kann „Volk und Rasse“ nur mehr selbstständig bezogen werden, während es bis dahin den Beziehern von „Deutschlands Erneuerung“ mit jedem dritten Heft dieser Zeitschrift zugestellt wurde. Zugleich wird vom gleichen Zeitpunkt ab die Beilage „Schriftum und Kunst“ (Herausgeber: Börries, Seeherr von Münchhausen) der Zeitschrift „Deutschlands Erneuerung“ monatlich (bisher: achtmal jährlich) beigegeben, während die Beilage „Volk im Wort“ wegfällt und „Volk und Rasse“ dafür pro Heft um einen Bogen verstärkt wird. „Volk und Rasse“ wird künftighin auch Aufsätze über Schriftum und Kunst aufnehmen, die dem Plan der Zeitschrift entsprechen und bisher in „Volk im Wort“ Aufnahme fanden. Über den Arbeitsplan von „Volk und Rasse“ hat das letzte Heft des vorigen Jahresgangs unterrichtet. Wir hoffen, daß die bisherigen Bezieher dem Blatte auch weiterhin ihre Teilnahme bewahren.

Die Schriftleitung.